

Das Wort!

Herausgeber [illegible]

IX. Jahrgang. | [illegible] | — Nr. [illegible] —

Sehnsucht nach Geistesleben.

Von Dr. Hugo [illegible]

[illegible]

Ev. Matth. 5, 3: Selig sind, die da geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihr.

Die tiefe Wahrheit des Christentums kommt uns meistens erst zum Bewusstsein, wenn wir eine erhebende Freude oder ein schweres Leid erleben. Dann werden die edleren Geisteskräfte frei, die im Alltagsleben schlummern. Dann erkennen wir die Unzulänglichkeit des Stofflebens, dann genügt uns die Sinnenwelt nicht mehr, dann erweisen sich die körperlichen Genüsse als wertlos, auf deren Gewinnung die Menschen die meiste Kraft verwenden; dann befriedigen uns selbst Kunst und Wissenschaft nicht mehr, weil sie nur Sinnbilder statt Wahrheit geben.

Dann erwacht das Bedürfnis nach religiösem Leben, die Sehnsucht nach Gott, unserem Geistesbilde aller Güte, Vollkommenheit, Harmonie und Wahrheit, dem Ideale alles Geistigen, dem Bilde des Unendlichen in allen Beziehungen des Wahrnehmens, Fühlens, Denkens und Wollens.

In diesem Zustande der Sehnsucht nach geistiger Erleuchtung bietet uns das »Neue Testament« ein ermutigendes Wort, welches auf den ersten Blick nicht zu verstehen ist: Die erste der an Gedankentiefe wunderreichen Seligpreisungen der Bergpredigt:

»Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr.«

Oder in genauer Übersetzung:

»Glücklich sind die Bettler im Geiste, denn das Königreich der Himmel gehört ihnen.«

Man meint zunächst, dass die Menschen glücklich gepriesen werden, denen es an Geist, an Verstand, an Urteilskraft, an Gedächtnis, an Wissen, an Kenntnissen fehlt. Dies hat ja manches für sich. Denn so viel ist gewiss, dass noch niemand durch Scharfsinn, Wissenschaft und Gelehrsamkeit glücklich geworden ist. Vielmehr macht der allzuscharf durchdringende Geistesblick die Menschen nicht selten unglücklich. Wer zu hellen Verstand hat, der durchschaut leicht die Mängel der Welt und die Fehler der Menschen, die Gebrechen seiner Angehörigen, seiner Freunde und Bekannten, zuletzt auch seine eigenen Schwächen. Das drückt das Bewusstsein nieder und lässt die Welt und die Menschen in düsterem Lichte erscheinen. Was ist unser Leben, wenn nicht die verschönende Phantasie und holde Täuschung uns über die grellen Gegensätze der Wirklichkeit zu unseren Geistesbildern, unseren Idealen hinweghebt?

Selig oder glücklich könnte also nur der Unwissende, der Ungelehrte, der Thörichte sein? Soll das mit dem Rätselwort der Bibel gemeint sein?

Sind die Beschränkten glücklich? Sind es die Gedankenlosen? Nein, sie träumen wie die Pflanzen, sie vegetieren! So leben ist nicht leben. Sie sehen, hören und fühlen nicht das Gute, nicht das Böse, sie schaffen nichts Gutes, sie sind gedankenlos und grausam, weil sie nicht mitdenken und nicht mitfühlen. Das sind nicht Glückliche, die kein Glück empfinden und kein Glück schaffen!

Ja die Thörichten tanzen am tollsten an einem todbringenden, drohenden Abgrund, den der Weise sieht. Seine Warnungen helfen nichts. Verspottet oder gehasst wird der Seher, weil er das Kinderspiel der Thoren stört. Wo in der Welt war ein Prophet, der dem Volke neue Wege wies und dafür Anerkennung und Dank empfing? Undank, Schmähungen erntete er, ja oft endete er als Aufwiegler im Gefängnis, unter Folter und Richtschwert. So war es früher, so ist es noch heute. Heute mordet man durch Hunger und Totschweigen, durch Verleumdung und Zurücksetzung. Die Masse der Thoren mied es, ihren Führern zu folgen, die durch Mitleid wissend die Wahrheit sagten.

Kassandra lebt noch heute unter Männern und Frauen, die ihrer Zeit an Hellblick und Mitleid voraus sind und verzweifelt zusehen müssen, wie ein Volk vernichtet wird. Das Schicksal dieser Propheten, die das Heil ihres Volkes erkannten, die die Welt, des Menschen Herz und Geist, begriffen, bezeichnet Goethe im Faust:

»Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und gebrannt.«

Dasselbe sagt der Hebräerbrief (XI, 36—38): »Einige wurden gekreuzigt, andere erfuhren Spott und Geissel, Ketten und Gefängnis; sie wurden gesteinigt, gefoltert, zerteilt, mit dem Schwerte hingerichtet; verlassen, bedrängt und misshandelt zogen sie in Schafhäuten und Ziegenfellen herum; in Wüsten, Gebirgen, Höhlen und Schlupfwinkeln der Erde irrten die herum, deren die Welt nicht wert war.«

Mitleid war es stets, was die Menschenfreunde wissend gemacht und getrieben hatte, dem Weltelend zu steuern. Auch Jesus Christus war durch Mitleid wissend: und sein Leben war die erschütterndste Tragödie, die je die Menschheit erlebt hat.

Ein Rätsel liegt also in der ersten Seligpreisung, wenn die Thoren, die Unwissenden, die Beschränkten gerade die Glücklichen sein sollen. Man könnte ja denken, dass in einer Zeit, in der alle Welt nach irdischen Vorteilen, nach Besitz und Ehre gierte, um zu geniessen und bewundert zu werden, und dazu den Verstand und das Wissen als höchste Güter und als höchstes Glück pries, dass in einer solchen Zeit die Menschen von ihrer Menschenjagd nur zur Besinnung gebracht werden könnten, wenn ihnen die Thorheit, die Unwissenheit, die Beschränktheit als Glück gepriesen wurde. Denn die Thoren haben keinen Ehrgeiz, begnügen sich mit dem Nötigsten und gehen ihren kleinen Privatliebhabereien nach. Der reine Thor ist frei von Hass, Neid, Gier, Hochmut, Betrug und Lüge. »Die Dummen haben Glück,« sagt der Volksmund. Aber meint die gewaltige Bergpredigt jenes »Glück«, nach dem alle jagen?

Das echte »Glück« ist:

»Nicht Gut, nicht Gold, noch göttliche Pracht,
Nicht Haus, nicht Hof, noch herrischer Prunk,
Nicht trüber Verträge trügender Bund —
Noch heuchelender Sitte hartes Gesetz:
Selig in Lust und Leid lässt die Liebe nur sein.«

Das sagt die Bibel, das sagt die Edda und die erschütternde Siegfriedtragödie unseres deutschen Meisters und Bildners Richard Wagner, dass das einzige Glück, welches die Welt schaffen kann, die Liebe ist. Aber dieses einzige Glück ist selten wie die grossen Menschen selten sind, die die Liebe erleben, leben, leiden und schaffen. Grosse, selbstlose, wohlwollende, warmherzige, edle, in der Güte geniale, an Gemütskraft nie ermattende Menschen, die für einander und für andere zur Erhöhung, Besserung und Veredelung des Daseins leben

und wirken, die sich und all ihr Selbst für den Anderen, für die Andere, für die Anderen hingeben, die ihre Triebe, ihre Leidenschaften, ihre Begierden, ihre Interessen, ihre Berechnungen und ihre Vorteile opfern, um des Anderen Lebenswert zu steigern. Solche Menschen sind die Liebe, die in einzelnen riesengrossen Charakteren beginnt und in allen Menschen verkörpert Gott selbst heissen würde — unser Ideal.

Aber wie armselig klein, wie jammervoll winzig ist das, was man so gewöhnlich Liebe nennt! Das setzt sich aus dem dunkeln Nachtgezücht zusammen: blinden Trieben, drängenden Leidenschaften, die das Auge, den sichtenden Verstand blenden, das Gemüt und das natürliche Fühlen fälschen; es setzt sich zusammen aus Berechnungen des Vorteils für Besitz, für Berufsjagd, für Ehre, Rang und Eitelkeit, es setzt sich zusammen aus den trägen Fallbewegungen und Ruhepunkten der Gewohnheit, der Bequemlichkeit, der Vorurteile, der Furcht vor den Menschen und ihren Irrtümern. Das ist die ins Kleine, Gemeine, ins Niedrige, in den Nebel und Sumpf des Materialismus gezogene Liebe, das Zerrbild der Liebe, die Selbsttäuschung des Menschen mit dem Heiligsten, der Betrug der Gemeinen gegen die Thörichten, Leichtgläubigen und Eitlen, freilich auch gegen edle Naturen, die des Betruges so wenig fähig sind, dass sie auch andere dessen nicht für fähig halten.

Ist nun echte Liebe das einzige und höchste Glück, so wissen wir, was diese Liebe reifen lässt: es ist die Durchdringung des ganzen Menschen mit dem Geistigen, mit dem Idealen, mit dem Göttlichen. Wer nach diesem Geistigen trachtet, nach diesem Ideal sich sehnt, nach diesem Göttlichen hungert und dürstet, wer nach dieser Durchgeistigung schmachtet wie ein Bettler nach Nahrung, wer so ein Bettler im Geistigen und um das Geistige, um Durchgeistigung ist, dem gebührt es, glücklich, glückselig genannt zu werden. Denn wer die Materie, den Stoff, das Steinreich, das Pflanzenleben, die Tiertriebe und die teuflischen Selbstsuchtsregungen des Hasses, des Neides, der Lüge in sich überwindet, wer die mit seinem Ich geborene Materie durchgeistigt, wer ein Bettler in und um Geist ist, der erhebt sich zu Gott, der zieht Gott in sich hinein, der gewinnt in sich Liebe und schafft in sich Glück, der verdient glückselig genannt zu werden. Diesem durch Vergeistigung seines Wesens Glückseligen gehört das Himmelreich, wie die erste Seligpreisung der Bergpredigt sagt. Was bedeutet dieses »Königreich der Himmel« oder die »Herrschaft über die Himmel«?

Will man das »Reich der Himmel« rein äusserlich als Weltall auffassen, so würde selbst darin eine tiefe Wahrheit enthalten sein, die uns überraschen und glücklich machen kann, weil sie unseren durch materielle Interessen und Nöte beengten

Blick ungeahnt erweitert. Man überlege nur, wie wahr es ist, dass dem Menschen, der nach Geistesleben, nach Durchgeistigung, nach Befreiung von der Macht der Materie strebt, dass dem wirklich das Weltall gehört.

»Ich frage nichts nach Himmel und Erde, wenn ich nur Dich, Gott, habe!« Das ist das Geheimnis der Durchgeistigung und die Lösung des Rätsels vom Glücke der Bettler im Geistesleben und im Geist. Wer nach Geist hungert und dürstet, wer um Geist bettelt, der braucht nicht nach Geld zu gieren, der braucht nicht den trügenden Genüssen der Körperwelt nachzujagen, als läge darin alle Seligkeit des Daseins, der braucht sich nicht durch Sinnenlust zu belügen, den quält kein Hass, kein Neid, keine Ruhmsucht und Eitelkeit, den betäubt kein berauschendes Getränk und kein Übermass an Speisen: er braucht wenig von der materiellen Welt, seine äusseren Bedürfnisse sind gering.

Durch seine Bedürfnislosigkeit ist er der Herr des Stoffes, durch sein einfaches Leben ist er der wahre König und Herrscher über die Himmel, über das Weltall. Licht und Luft, Sonne und Wasser, prunkloser Schutz gegen Kälte und Hitze, einfache Nahrung, die nur Mittel zur Erhaltung des Lebens, nicht Zweck des Daseins ist: kurz, einfache Lebensweise macht ihn zum Herrscher über die Natur; er sieht sie mit durchgeistigender Überlegenheit an, er durchdringt ihre Erscheinung und belebt sie für sein Bewusstsein als Sinnbild des gestaltenden Geistes: sie lebt mit ihm, sie gehört ihm, weil er nichts von ihr für seine Sinne begehrt. Er ist ihr Geistesherr. »Wer am wenigsten bedarf, der steht der Gottheit am nächsten,« sagt Sokrates. Glücklich ist also der nach Durchgeistigung Ringende; dadurch wird er Herr des Weltalls. Dieser Gedanke wird erweitert, wenn wir das »Reich der Himmel« geistig fassen. Und geistig muss ja jedes Wort von Jesus Christus genommen werden, der die Durchgeistigung uns als Ideal vorgelebt hat. Das Christentum ist durchaus Religion des Geistes und hat nichts vom groben Materialismus des Buchstabendienstes und Buchstabenglaubens an sich, wie sie mancher Irrlehrer seinen Hörern aufzwingt, ihm zum Fluche, seiner Gemeinde zur Verwirrung und zum Ärgernis und dem Christentum zur Entwertung seiner Geistestiefe und seines geistigen Reichtums. In geistigem Sinne heisst dann das Himmelreich der innere Friede des Menschengemütes. Denn das Himmelreich ist in uns selbst, in unserem Bewusstsein, in unserem Herzen, nicht äusserlich, wie wir von Jesus und den Aposteln hören. Diesen Geisteswert des Himmelreiches können wir nicht hoch genug halten und nicht scharf genug vor verzerrenden Irrlehren vermeintlich Rechtgläubiger schützen.

Das Himmelreich als innerer Friede, als Herzensglück des

Menschen ist die Freiheit von der Nibelungenbrut des Hasses, der Besitzesgier, des Geizes, der Ungerechtigkeit, der mitleidlosen Härte, des Hochmuts. Das Himmelreich, des Herzens Friede, das Glück des edlen, idealen Gemütes, das Rechtsgefühl, das Mitgefühl und Mitleid, die Herzensgüte, der edle hochherzige Sinn.

Wer kann inneren Frieden haben, wenn ihn Leidenschaften zerreissen? Das dumpfe Drängen der Triebe, Leidenschaften und Laster sind unsere Hölle auf Erden. Aber der Himmel auf Erden ist die thatkräftige Herzensgüte, die aus der Durchgeistigung des Menschen, aus dem Sieg des Geistes über die Stoffwelt emporwächst.

Jetzt ist das Rätsel gelöst: Das Christentum, die Religion des Geistes, predigt uns heute wie vor 2000 Jahren das Glück des Herzens durch Vergeistigung des Lebens, aus zerstörendem Krieg Leben spendenden und Glück schaffenden Frieden, und als Frucht: Durchgeistigung, die Herrschaft der Welt und den Gewinn des Himmelreiches im Herzen. Jeder kann es erreichen, jeder strebe nach Geistesleben.



Geheime Gesellschaften und Ordens-Verbindungen.

Von F. W. Krippner, Hamburg.

II.

Von den Mithrageheimnissen der Perser.

Wenn man die Geheimnisse der Alten mit einiger Genauigkeit untersucht, kann man unmöglich die sogenannten Mithrageheimnisse gänzlich übergehen. Wenn es auch zweifelhaft ist, dass sie mit den griechischen in näheren Beziehungen stehen, so verdienen sie doch immerhin etwas Aufmerksamkeit. Es ist merkwürdig, dass bei den Alten verschiedenes von ihnen vorkommt, dass aber unsere neuen Entdeckungen auch nicht das Geringste von ihnen sagen. Meiners, ein ziemlich zuverlässiger Autor, glaubt, dass die ältesten Perser bis auf Herodots Zeiten gar keine Mysterien hatten. Herodot, Xenophon und Strabo schweigen gänzlich von den Mysterien unter den Persern.

Herodot schildert sie als ein wildes und nomadisches Volk. Sie hatten weder Tempel noch Altäre, sie beteten Sonne, Mond, Feuer, Wasser und Erde an. Bei einer solchen Verfassung, bei einem solchen Volke, welches keine Götter in menschlicher Gestalt anbetete, müssten also Mysterien natürlich wegfallen.*)

So gern man auch dem Herodot in seiner Erzählung Recht geben wollte, so enthält sie doch sehr vieles, welches widersprechend und unwahr ist, denn bald heisst es, dass die Perser ganz roh und ungebildet sind und in ihren Speisen gar keinen Aufwand machen, sondern essen, was ihnen vorkommt, und keinen Wein, sondern nur Wasser trinken.**)

Bald heisst es wiederum, dass sie sehr vielen Wein trinken und im betrunkenen Mute Dinge von der grössten Wichtigkeit abhandeln.***)

Sie sind in gewisser Beziehung ein Nomadenvolk, haben aber doch schon solche bürgerliche Einrichtungen, dass sie die Aussätzigen von ihren Wohnorten fern halten, und wenn es Fremde sind, sie von ihren Grenzen zurückweisen. In späteren Zeiten sollen sie erst von den Assyrern und Arabern die Verehrung der Venus Urania, welche sie Mithra nennen, gelernt haben, und doch zeigt der Name Mitradates, wie der Hirte hiess, bei welchem der junge Cyrus erzogen wurde, schon an, dass man weit früher eine Gottheit Mithra bei den Persern verehrt und diese angebliche Venus Urania nicht erst von den Assyrern und Arabern erhalten habe. Überhaupt aber kann man Herodots Nachrichten von den Persern nicht lesen, ohne allenthalben sehr viel Unrichtiges und Abgeschmacktes anzutreffen, wohin auch das gehört, dass ihre Magier sich ein Verdienst daraus machen, wenn sie viele Mücken, Schlangen, Ameisen und kriechende Tiere umbringen können, wie sie denn mit eignen Händen alles ohne Bedenken töten, Menschen und Hunde allein ausgenommen. Dass die Perser keine menschlichen Gottheiten hatten, wie die Griechen und Römer, kann man nicht nur gerne zugestehen, sondern es ist auch gewiss. Aber darum folgt noch keineswegs, dass bei ihnen keine Mysterien hätten stattfinden können. Die Ägypter hatten gewiss, bevor sie mit den Griechen bekannt wurden, keine menschlichen Gottheiten, und dennoch hatten sie nicht nur Mysterien, sondern von ihnen hatten auch sogar die Griechen die ihrigen erhalten. Die Verehrung der Sonne, des Mondes und der Elemente war doch schon ein genügender Grund zur Entstehung von Mysterien. Erklärte man doch die

---

*) Meiners a. a. O., p. 335—338.
**) Herodot Lib. I, p. 32.
***) Herodot Lib. I, p. 63.

ägyptischen Gottheiten auf solche Weise. So [illegible] man sich in den griechischen Geheimnissen [illegible] der ewigen Gottheiten und sagen, dass dies keine Götter wären, sondern nur personifizierte Naturkräfte oder Naturerscheinungen, warum konnte dies bei den Persern nicht ebenso gut geschehen.

Unstreitig weit richtiger würde es sein, wenn man sagte, dass die Perser immer Verehrer eines einzigen Gottes waren und weder Menschen noch Tiere, noch Gegenstände der Natur als Gottheiten angebetet hatten. Bei einem so in Religionssachen gesinnten Volke konnten also natürlicher Weise keine Geheimnisse stattfinden. Es ist an dieser Stelle schon früher einmal gesagt worden, dass nur da Mysterien eingeführt wurden, wo die ursprüngliche Religion, nämlich der Deismus durch den Aberglauben der Vielgötterei in Vergessenheit geriet.

Aber auch diese Einwendung kann nicht lange standhalten. Denn es ist gleich so dem, dass die Perser nicht zur Vielgötterei herabgesunken waren, so ist es doch auch gewiss, dass sie den höchsten Gott unter dem Symbol des Feuers und der Sonne anbeteten, und da konnte wohl also genugsame Veranlassung zur Entstehung von Mysterien vorhanden sein. Machten aber denn auch Ansichten der Volksreligion das Einzige in den Geheimnissen der Alten aus? Waren nicht die Lehren von dem Ursprung, von den menschlichen Seelen und ihrem zukünftigen Zustande, sowie überhaupt alle wissenschaftlichen Kenntnisse ein ebenso wichtiger Gegenstand der Geheimnisse? Herodot sagt, die Perser hätten die Venus Urania unter dem Namen Mitra angebetet, welche die Araber Militta nannten. Meiners behauptet, dass die Perser in der Folge der Zeit den Mond sowohl, als die Sonne, in menschlicher Gestalt, letztere unter dem Namen Mithras, und zwar in Gestalt eines Kriegers in persischer Kleidung verehrt hätten. Alle diese Nachrichten sind teils äusserst ungewiss, teils offenbar unrichtig. Die Militta oder Alitta, deren Herodot gedenkt, war der Mond, der auch unter diesem Namen im Koran vorkommt. Surat [illegible]. Dies war aber nichts weniger als Mithras.

Mithr oder Mithra heisst Herr im Persischen und bedeutet die Sonne,*) daher auch Mithridax beim Solinus Kap. [illegible].

So wenig aber der Mond jemals als eine Venus und überhaupt in menschlicher Gestalt von den Persern angebetet wurde, ebensowenig haben sie auch die Sonne unter der Gestalt eines Kriegers verehrt. Man mag darüber noch so viele Zeichnungen aufzuweisen haben, so sind dies doch alles griechische Produkte, die gar nichts beweisen. Die Griechen fanden allenthalben Götter nach ihrem Geschmacke und werden sich auch hier kein

*) [illegible] Lib. VI.

Bedenken gemacht haben, einen persischen Ketzer in eine Gottheit zu verwandeln. Sind Ormuzd und Ahriman von den Griechen in Menschen verwandelt worden, so darf es niemand wundern, dass die Griechen sich einen solchen menschlichen Gott in griechischem Geschmack unter dem Mithra erdichtet und vorgegeben haben, dass ihm die Perser Pferde geopfert hatten, weil er in seinem Leben ein grosser Liebhaber von Pferden gewesen sei. Porphyrius hat hierüber richtiger geurteilt, wenn er sagt, Mithras sei der Vater und Schöpfer aller Dinge.*)

Man mag aber hierüber denken, wie man will, man mag die Perser zu Verehrern eines höchsten Wesens machen oder sie für Götzendiener halten, man mag von ihnen sagen, dass sie das Feuer, die Sonne, den Mond, andere Himmelskörper und die Elemente ohne Bilder, oder unter menschlicher Gestalt verehrt, so folgt daraus noch nicht, dass sie erst spät Mysterien bei sich eingeführt hatten. Dass erst in dem berühmten Seeräuberkriege, dem der grosse Pompejus ein Ende machte, die Mithrageheimnisse sich gezeigt, beweist weiter nichts, als dass sie erst zu dieser Zeit den Römern bekannt geworden sind. Wie lange war die Isis in Ägypten verehrt worden, wie lange hatte sie schon Mysterien, und wie spät ward ihr Dienst und ihre Mysterien unter den Römern bekannt! Hieraus ist nichts zu schliessen. Vom Feuerdienst, von der Dämonenlehre, von einem Kollegium der Magier, die sich mit allerlei sonderbaren Wissenschaften abgegeben haben, kommen schon deutliche Spuren im Daniel vor, und die werden dort mit eben dem Namen, nämlich Chartumim genannt, mit welchem die ägyptischen Weisen genannt wurden. Vielleicht kommt man der Wahrheit am nächsten, wenn man annimmt, dass der Sabbiismus, welcher seinen Ursprung aller Wahrscheinlichkeit nach in Chaldäa hatte und im Planetendienst bestand, auch Persien in alten Zeiten, wie den ganzen Orient, überschwemmt, und durch Einführung des Feuerdienstes verdrängt wurde, welchen man die magische Religion nannte.

Die arabischen Schriftsteller teilen überhaupt die ganze persische Abgötterei in zwei Klassen ein, nämlich in diejenige, welche die Sabier oder Planetenverehrer, und in die, welche die Magier oder Feueranbeter trieben.**)

Dass die Verehrung des Feuers bloss symbolisch war, hat Hyde aus griechischen und arabischen Schriftstellern erwiesen,***) und neuere Entdeckungen bekräftigen dieses durchgängig. Ebenso vereinigen sich auch alle Schriftsteller darin, dass die

*) Porphyrius de Antro Nymph., p. 254.
**) Pocock Specimen Hist. Arab., p. 139—147.
***) Hyde de Relig. vet. Pers., cap. 4—8.

Einführung des Magismus in Persien dem Zoroaster zugeschrieben wird. Ebendemselben wird auch die Stiftung der Mithrageheimnisse zugeschrieben. Das thut vornehmlich Porphyrius*) und dies wird auch durch die Einteilung sehr wahrscheinlich gemacht, die Zoroaster unter den Magiern aufstellte, von welchen die unteren Klassen den äussern Gottesdienst versahen, die oberen aber, wie bei den Ägyptern, sich mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigten. Vielleicht war daher die Einsetzung der Mithrageheimnisse eine Antithese des Sabiismus, so wie bei den Griechen und Ägyptern die grossen Geheimnisse der Volksreligion entgegengesetzt waren, und sie nahmen ein Ende, als der Planetendienst endlich ganz verschwand und die Feuerverehrung der allgemeine Glaube in Persien ward, welcher sich noch bis auf unsere Zeiten erhalten hat.

Nach der Zeit, als man mit Persien in genauere Bekanntschaft geriet, kamen die Mithrageheimnisse auch aus dem Orient nach dem Occident und dauerten noch zu Plutarchs Zeiten fort.**) Man würde sich aber sehr irren, wenn man ihre wahre und ursprüngliche Beschaffenheit danach beurteilen wollte, wie sie im Occident gefeiert wurden. Das würde ebenso gut sein, als wenn man die wahre Beschaffenheit der ägyptischen Mysterien danach beurteilen wollte, wie dieselben in Rom und anderswo ausser Ägypten gefeiert wurden.

Es ist überaus wenig, was wir von diesen Geheimnissen wissen, indessen ist doch dieses Wenige sehr merkwürdig. Vor der Einweihung gingen gewisse scharfe Prüfungen vorher, die alles dasjenige übertreffen, was wir von den übrigen Geheimnissen der Alten wissen, obgleich sie im Wesentlichen mit einander übereinstimmen.

Niemand, sagt Nonnus, kann zu den Geheimnissen des Mithra eingeweiht werden, wenn er sich nicht gewissen Arten von Prüfungen, die im eigentlichsten Sinne Martern sind, unterworfen hat.

Man hat deren gegen 80 Grade, von welchen einige schärfer, andere gelinder sind.

Diese Bussübungen, welche als wahre Martern beschrieben werden, findet man in solcher Strenge nirgends als hier, aber sie sind dem Geschmack der Morgenländer vollkommen angemessen.

Der Einzuweihende, fährt Nonnus fort, muss zum Beispiel verschiedene Tage hinter einander durch grosse Wasser schwimmen. Hierauf muss er durchs Feuer gehen. Darauf sich in der Einsamkeit aufhalten,

---

*) Porphir de Ant. Nymph., p. 253—254.
**) Plutarch in vita Pompeji.

fasten und noch viele andere Übungen vornehmen, bis er also die achtzig Prüfungen überstanden hat, und dann erst, wenn er mit dem Leben davon kommt, wird er gänzlich in die Geheimnisse des Mithra eingeweiht.*)

Hier findet man eine grosse Übereinstimmung mit den griechischen Mysterien, die Strenge abgerechnet. Die ägyptischen Priester aber suchten schon den Pythagoras durch die Menge und Strenge der Prüfungen, denen er sich würde unterziehen müssen, davon abzuschrecken, an ihren Geheimnissen teilzunehmen.**)

Die Mysterien selbst wurden in Höhlen gefeiert, sie mochten entweder natürlich oder durch Kunst hergestellt sein, das sagt Tertullian, und damit stimmt auch Porphyrius überein, wenn er berichtet, dass Zoroaster zuerst dem Mythras eine Höhle geweiht habe. In diesen Höhlen waren die Zeichen des Tierkreises, der Elemente und verschiedene andere Symbole der Natur dargestellt. Hieronymus gedenkt auch noch anderer wunderbarer Bilder, die er aber nicht besonders angiebt.***)

Aus dem Berichte, welchen Lampridius von der Einweihung des Kaisers Commodus zu diesen Geheimnissen giebt, sieht man, dass eine förmliche Art von Gefecht dabei stattfand, denn der Kaiser hatte bei dieser Gelegenheit das Unglück, einen Menschen umzubringen.†)

Etwas dem Ähnliches erzählt Herodot von ägyptischen Geheimnissen, wo oft der Kampf auch ziemlich blutig wurde. Etwas Militärisches müssen diese Geheimnisse gehabt haben, denn Tertullian sagt, dass man bei der Einweihung dem Einzuweihenden mit Vorhaltung des Schwertes eine Krone aufs Haupt zu setzen versuchte, die er aber von sich entfernen und dagegen habe sagen müssen, Mithra allein sei seine Krone. Er nennt auch den Eingeweihten Mithrae militem.††)

Hiermit stimmt auch überein, was Julius Firmicus sagt, dass man in diese Geheimnisse bewaffnet mit Schild, Helm, Spiess und Harnisch eingeweiht wurde. Aber vielleicht ging dies nur der Weihung voran, und das Ritterspiel hörte alsdann auf. Denn Porphyr sagt, und dieser war unstreitig unterrichtet, dass die Eingeweihten in allerlei Tiergestalten eingekleidet wurden, um dadurch die Lehre von der Seelenwanderung vorzustellen. Dieses erhält umsomehr Wahrscheinlichkeit, wenn

---

*) Nonni Collect. Hist. ad gregor Nazianz. Orat in Jul. in Opp. Gregorii. Tom. II, col. 501, 511.

**) Porphyrius de vita Pythag., p. 183.

***) Epist. ad Lactam.

†) Lampridius in vita Commodi, Kap. 9.

††) Tertull. de Corona milit., p. 457.

man hiermit zusammenhält, was Zoroaster von einer Wanderung der Seele durch die zwölf Zeichen des Tierkreises lehrte*).

Aus dem Tertullian sieht man, dass eine förmliche Taufe bei der Einweihung zu diesen Mysterien üblich war, und dass man glaubte, dadurch alle Sünden des vergangenen Lebens gänzlich zu tilgen, ferner, dass man die Geweihten an ihren Stirnen gezeichnet, dass man Brot geopfert und die Auferstehung bildlich dargestellt habe.**)

Porphyr setzt noch hinzu, dass man die Hände und Zungen der Eingeweihten mit Honig bestrichen habe, um sie auf solche Weise von aller Schuld zu reinigen.

Aus diesen Zügen glaubt Meiners zu finden, dass die Mithrageheimnisse teils nach dem Muster der eleusinischen Mysterien, teils nach einigen, den Bekennern der christlichen Religion eigentümlichen Gebräuchen eingerichtet waren.***)

Es ist wahr, einige Ähnlichkeiten mit den eleusinischen Mysterien sind vorhanden, aber daraus folgt noch lange nicht, dass die Perser ihre Mithrageheimnisse von den Griechen entlehnt, oder jene nach dieser die ihren gebildet hätten. Eben diese Ähnlichkeiten findet man auch bei den ägyptischen Geheimnissen. Fasten, Enthaltung, Kasteiungen, Läuterungen sind Vorbereitungen, die man bei allen Mysterien, wo man sich in der alten Welt hinwendet, antrifft.

Aus solchen zufälligen Ähnlichkeiten kann man nichts auf die Translation der Mysterien schliessen.

Grösser ist noch gewissermassen die Übereinstimmung mit demjenigen, was wir hin und wieder von den ägyptischen Geheimnissen wissen. Es haben daher auch grosse Männer geglaubt und sich sogar auf das Zeugnis der Alten berufen, dass Zoroaster die Geheimnisse in Ägypten gelernt und sie von da nach Persien gebracht habe.†)

Ebenso unwahrscheinlich ist es, dass die Perser in ihren Mithrageheimnissen etwas von den Christen entlehnt haben sollten. Was kann das sein? — Die Taufe? — Schon längst vor Entstehung des Christentums ist diese Art von Läuterung in Persien im Gange gewesen, wie in allen heidnischen Mysterien. — Die Oblation des Brotes? — Dies kann auch niemand für eine Art von Abendmahl ausgeben, da dergleichen Oblationen auch bei den Heiden üblich waren und in den Mithramysterien, wo die Seelenwanderung, wie Porphyr sagt, gelehrt wurde, weit schicklicher waren, als blutige Opfer. Wie oft aber haben Dinge miteinander Ähnlichkeit, welche durchaus nicht auf ein

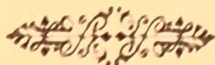
*) Euseb. Praep. evang. lib. XIII, p. 675.
**) Tertullian, de Baptismo, p. 704.
***) Meiners a. a. O., p. 342
†) Silhouette sur l'union de la Religion. Invent. V, p. 171.

und denselben Ursprung zurückzuführen sind. Man hat aus solchen Ähnlichkeiten früher vermutet, dass nestorianische Christen sich unter den Tartaren niedergelassen und auf die Religion und Gebräuche derselben Einfluss ausgeübt, weil man bei diesen die Tonsur der Priester, Salbung und eine Art von Abendmahl zu finden glaubte. Aber bei näherer Untersuchung der Sache ist man von diesem Vorurteil zurückgekommen. Dass Tertullian hier Spuren von christlichen Gebräuchen findet, kann niemand befremden, denn wie häufig sahen die Kirchenväter alles, was in den heidnischen Mysterien üblich war, die doch an Alter weit über das Christentum hinaus gingen, als eine von des Teufels Neid und Bosheit ausgesonnene Nachäffung des Christentums an.

Nach Porphyrus wurden dem Geweihten Zunge und Hände mit Honig bestrichen, um ihn zu entsündigen, und im zweiten, oder doch gewiss schon im Anfange des dritten Jahrhunderts gab man dem Getauften Milch und Honig zu kosten.*)

Aber der Gebrauch war, wie man deutlich sieht, sehr verschieden. Dass die Christen von den heidnischen Mysterien vieles bei sich eingeführt haben, ist eine ganz ausgemachte und bekannte Sache. Aber dass die Heiden in ihren Mysterien von den Christen etwas angenommen, das wird man wohl nie mit vollkommener Zuverlässigkeit erweisen können.

Dies ist alles, was wir von den Mithrageheimnissen bei den Alten finden. Von ihren Lehrsätzen wird fast nichts gesagt. Indessen lassen sich dieselben schon ziemlich aus diesen Gebräuchen entnehmen.



Eigensinn — eigner Wille.

(Ein Wort zur Erziehungsfrage.)

Von Meta Ebeling.

Wie verpönt ist doch das Wort »Eigensinn«, es ist der Schrecken mancher Eltern und das Kind wird gestraft, weil es »eigensinnig« war. — »Kinder dürfen keinen Willen haben«, heisst es so oft, aber hierin liegt auch der Kernpunkt des sogenannten Eigensinns, liegt der Fehler in der Erziehung. Warum darf denn das Kind keinen Willen haben?: Weil das Autoritätsgefühl der Eltern das meistens nicht zulässt, der Wille

*) Tertull. de Coron. milit., c. 3, und Clemens Alex. in Paedagog., Lib. I.

des Kindes also auch hier wieder auf einen »Eigensinn« stösst. — Gewiss, das gereifte Urteil, die Erfahrungen eines thatenreichen Lebens der Eltern sollen dem Kinde eine Stütze sein, Wunsch und Wille der Eltern sollen dem Kinde aus Liebe und Ehrfurcht massgebend sein, es selbst kann ja noch nicht wissen, was ihm gut ist, ist nicht in der Lage, dem Leben, dem Kampf ums Dasein zu begegnen, und braucht die führende, leitende Elternhand, braucht das Elternhaus, um sich in diesem gesicherten Heim unter treuer Mutterhut zu entwickeln und fürs Leben heranzubilden. In dem Kinderköpfchen bilden sich oft ganz merkwürdige Gedanken und Schlüsse aus, die dann einen oft zähen Eigensinn hervorrufen, denn auch das Kind lässt nicht ohne genügende Aufklärung von seiner selbstgebildeten Überzeugung. Darum ist es auch falsch zu sagen: Kinder dürfen nicht fragen, »warum« ihnen dieses ver-, jenes geboten wird. Wohl verstanden, dieses »warum« muss seine Grenzen haben und auch hierin liegt es in der Macht der Eltern, von vornherein kein massloses kindisches oder gar trotziges »warum« aufkommen zu lassen. Ein Kind ist wie eine Pflanze, die vom Gärtner so gezogen wird, wie er sie haben möchte. Aber die grösste Sorgfalt muss der Gärtner anwenden und jeder einzelnen Pflanze ihre oft so grundverschiedenen Lebensbedingungen angedeihen lassen. So auch die Eltern, die der Gärtner dieser Himmelsblume, der Seele ihres Kindes, sind. — Jedes Kind hat seinen eignen Sinn, muss individuell behandelt werden und müssen die Eltern sich dazu genau klar machen, inwieweit die Charakterveranlagung in dem Kinde schon liegt, um dieser entsprechend einen guten, »eignen Sinn« in dem Kinde zu erziehen. Gewiss darf das Kind seinen eignen Willen haben, ich behaupte sogar, es »muss« ihn haben. Doch kommt es eben auf die Art des Willens an. Mit gutem Willen kann man vieles, wenn nicht alles — also weckt doch in dem Kinde einen guten Willen. In der Seele des Kindes liegt von vornherein der Wille zum Guten und die besondere Eigenart seines Wesens wird ihm aufgeprägt, noch bevor es das Licht dieser Welt erblickt hat. Damit ist also zu rechnen und die Erziehung muss eine jedem einzelnen Charakter angemessene und in jeder Beziehung sorgfältige sein! — Soll nun einmal die Autorität der Eltern in Betracht gezogen werden, so muss dieselbe auch klar und unanfechtbar dastehen können. Wenn die Eltern sich der Verantwortlichkeit ihrer jeweiligen Anordnung oder ihres Verbotes genau bewusst sind und diese vor ihrer eignen inneren Stimme rechtfertigen können, dann muss auch Konsequenz walten. Wo keine Konsequenz in der Erziehung ist, wuchert der gefürchtete Eigensinn wie Unkraut in einem ungepflegten Garten.

Erleichtert doch, ihr Eltern, von vornherein den Kampf

des Guten und Bösen in eurem Kinde, so dass das Gute dann immer leichter den Sieg erringt. Ein zartes, leicht lenksames Kind wird leicht zu dem guten Willen zu erziehen sein, weil es selbst noch nicht viel Willenskraft entwickelt und wie eine Blume im Sonnenschein der Liebe »dahinlebt«. Bei solchem Kinde aber muss streng beobachtet werden, dass es nicht verzärtelt und verzogen wird — dem Ernst des Lebens wäre dieses nicht gewachsen. Mit dem guten Willen allein, sich immer von anderen lenken und leiten zu lassen, käme solch zart veranlagter Mensch im Leben nicht weit. Die Kraft des Willens, das, was man für gut und richtig erkannt hat, was man kann, auch zu bethätigen, muss schon früh in dem Kind geweckt werden; und auch das Wort und der Begriff des Wortes: »Hilf Dir selbst, Gott hilft Dir weiter« darf ihm nicht fremd bleiben, damit der herangereifte Mensch zum Unterschied von dem von ihm verabscheuten Egoismus dieser Welt doch weiss, dass es seine Pflicht ist, für die Seinen oder für das Allgemeinwohl, für sich selbst mit in den Kampf des Daseins zu treten und nicht in übertriebener Bescheidenheit sein gutes Recht aus dem Auge lässt. — Bei einem schon energischer, selbständiger veranlagten Kindergemüt hat man es vielleicht schwerer, den bösen Eigensinn zu bekämpfen — aber auch hier nur dann, wenn man es verkehrt anfängt. Hier muss an die Energie des Kindes appelliert werden, so dass es, ich möchte sagen, mit einem gewissen Trotz zu sich selbst sagt: »Und ich will gut sein.« Habt Ihr noch nie ein solches Kindergesichtchen beobachtet, in dem es wetterleuchtete, wo der gute Wille mit dem bösen Eigensinn kämpfte? Fester traten die kleinen Füsschen auf, ein Beben ging durch den ganzen kleinen Kinderkörper, ein fester Ausdruck prägte sich dem Gesichtchen auf — und dann — ein süsses Kinderlächeln verriet, dass das Gute in ihm gesiegt hatte. — Weich wie Wachs ist dann auch ein solches Kind in den Händen seiner Erzieher. Und ein solcher Trotz, er braucht nicht bekämpft zu werden, weil er nicht falsch angewendet wird, wenn die Erziehung eine richtige war. Im Gegenteil, ein solcher Trotz, ein solcher guter Wille wird dem herangereiften Menschen ein starker Schild sein, wenn er im Kampf dieser Welt steht. Frieda Schanz vertritt dieselbe Ansicht, indem sie sagt:

»Schmerzt Dich in tiefster Brust
Das herbe Wort: »Du musst«,
So macht Dich eins nur still,
Das stolze Wort: »Ich will!«

Wir Erwachsenen sprechen immer von Gerechtigkeit und verlangen sie für uns, wo immer es auch sei. Aber ach, wie wenig findet man sie thatsächlich. In der Erziehung des Kindes ist sie mit der wichtigste Punkt. Alles, nur keine Un-

gerechtigkeit kann ein Kind vertragen, und vor allem der Charakter des letztgezeichneten Kindes hätte den meisten Nachteil davon. Denkt nicht, das Kind versteht es nicht, wenn ihr, nur weil es euch passt, oder ihr euch gehen lasst, ungerecht verbietet, ungerecht gebietet oder gar ungerecht straft. Gerade das Kind hat solch zartes Empfinden, weil dieses noch nicht durch äussere weltliche Eindrücke geschwächt ist. Trotz und böser Eigensinn werden geradezu erzogen, wenn es nie fragen darf: »Mutter, warum?« Dann wird so ein Kind verschlossen und alle natürliche Harmlosigkeit geht verloren, das Vertrauen zu den Eltern schwindet. Wenn das Kind in dem natürlichen Wissensdrang nicht fragen darf: »Warum?«, wird das Nachdenken unterdrückt und das Kind dadurch zur Gleichgültigkeit erzogen. Nicht gut ist es, soll das Kind nur immer blindlings gehorchen, denn wie oft kommt es vor, dass auch hierbei ein Missverständnis vorliegt, welches dem Kinde aber ganz genau bekannt ist — es darf aber nichts sagen — und muss dann ja verbittern. Dieser Zug geht ja auch durch unsere ganze Staats- und Kirchenverfassung — und wie weit das führt, sehen wir täglich — die Freiheit des Geistes und der Seele liegt danieder, wo die Eltern ihre Pflichten und Rechte nicht richtig erfassen, und wie ein roter Faden ziehen sich die Folgen von der Kinderstube bis zur Weltherrschaft! — — Gerade weil jenes letztgezeichnete Kind eine energische Natur hat, erscheint es leicht schroff, ist es dies thatsächlich in vielen Fällen. Doch neben der durch das lebhaftere Temperamant hervorgerufenen Schroffheit hat es eine stark ausgebildete Liebeskraft, ein Sehnen nach Liebe und Verständnis. Wo es diese findet, Gegenliebe und Verständnis, entfaltet es eine oft stürmische Liebe, wird es aus Liebe zu den Eltern, zu Lehrer oder Lehrerin, zu den Gespielen alles thun, was in seiner Macht steht, diese zu erfreuen — und der sogenannte »böse Eigensinn« hat dann nicht halb so viel Macht über dieses Kind, weil es ihn nicht einlassen »will«, weil es ihn in seiner kindlichen Phantasie wie einen bösen Kobold abschüttelt. — Solch energische Natur ist sich selbst und anderen auch stets treu, und wenn ein guter Grundstein gelegt ist, wird das Kind auch diesem guten Grundstein treu bleiben — es wird im Leben »des Guten Grundstein, des Bösen Eckstein sein«. — Ungerechtigkeiten aber sind Gift für solches Kindergemüt, sie erzeugen den so bösen Eigensinn, den Trotz, in welchem das Kind in seiner Erregung, aber auch noch nicht genügend ausgebildeten Vernunft blindlings dem Verbot oder dem Auftrag der Eltern oder Erzieher entgegenhandelt. Dann kommt es gar nicht zu dem in solchen Fällen gewiss angebrachten »warum«. Solches Kind wird dann unartig und verstockt genannt und demgemäss behandelt.

Wo aber liegt nun der Fehler? Ist auch das Naturanlage, Vererbung oder Folge falscher Erziehung? In den meisten Fällen wohl beides zusammen, kommen wir auch hier wieder auf Ursache und Wirkung. Wenn die Eltern als erwachsene, vernünftige Menschen sich oft so wenig in der Gewalt haben, wenig oder gar keine Selbsterziehung kennen und walten lassen, ist es dann ein so grosses Wunder, wenn das Kind in seinem Unverstand ihren Fehlern doppelt verfällt? Können Eltern, die sich so wenig selbst erziehen können, ein Kind gut erziehen? Die Gleichgültigkeit, Verständnislosigkeit, Rücksichtslosigkeit, mit der in dieser ernsten Frage des Lebens vorgegangen wird, ist geradezu sündhaft, die Verantwortung der Eltern liegt tiefer, ist grösser als das Leben dieser materiellen Welt erfordert, denn die reinkarnierte Seele des Kindes hat am meisten unter solch falscher Behandlung zu leiden — und die Folgen fallen auf Eltern und Kinder, fallen auf ganze Generationen.

Wenn ein Kind mit seiner scharfen Beobachtungsgabe sieht, dass die Eltern ungerecht gegen andere oder unter sich sind, was soll daraus werden?

Hier wären wir also bei dem Beispiel angelangt. Mehr noch durch dieses als durch Worte wird ein Kind erzogen und gerade hierin liegt die Pflicht und die Aufgabe der Eltern, Auge und Ohr des Kindes nichts Schlechtes wahrnehmen zu lassen.

Das Elternpaar müsste dem Kinde ein Ideal sein und bleiben, dazu gehört aber strenge Selbsterziehung; — dann würden auch die Folgen der Vererbung nicht so oft solch schwerwiegende verderbliche sein und das Familienleben würde viel mehr den Inbegriff schönster Harmonie in sich bergen! — Gefühl und Vernunft müssen gleich stark ausgebildet werden, seelisches Empfinden und praktischer Verstand müssen die starken Pfeiler sein, die wir in dem Kinde aufbauen müssen. Ein inniges Gefühl wahrer Religiosität, ein stark ausgeprägtes moralisches Empfinden werden dann den guten Willen bei der Bethätigung im Leben unterstützen: Der so verpönte, gefürchtete Eigensinn existiert nicht mehr, es giebt nur einen freien, guten Willen. Ein gutes Wollen aber zeitigt ein gutes Vollbringen und führt zum Ziel unseres Strebens — der Daseinszweck wird erfüllt!



Aphorismen.

Von Jos. Gunzl.

Die Natur ist der okkulte Schleier, durch den der echte Mystiker das Geistige erschaut.

* * *

Bade, unschuldsvolle Seele,
Schmetterling der Himmelsluft,
Bade an der Gottesquelle
In des Edens Blumenduft!

* * *

Rasch enteilt der Strom der Zeit
In das Meer der Ewigkeit,
Und wie schnell die Zeit entflieht,
Reisst sie auch uns Menschen mit
In Nichts — ? — — —
In das Meer des ew'gen Lichts! —

* * *

Der geistig lichte Sonnenstrahl,
Der mir so warm ins Herze fliesst,
Ich glaub', dass dieser allzumal
Auch aus dem Herzen Gottes ist!

* * *

Wie die natürlichen Sterne am Firmament in verschiedenen Strahlungen prangen, so ist auch der Mensch ein geistiger Stern am inneren Himmel, ebenfalls in verschiedenen Grössen oder Strahlungen prangend, je nach seinem Licht, das er als Erkenntnis reflektiert.

* * *

Alles wirft im Licht einen Schatten, nur das Licht selber nicht!

* * *

Vertraue nicht dem Schein,
Erhalte Dich am Sein!

* * *

Das Ferne, ja, das Allerfernste liegt in dir, o Mensch, selbst, suche nicht immer in der Ferne herum, sondern in dir selbst, wenn du den Zusammenhang des Grossen und Ganzen in der Schöpfung finden willst.

* * *

Der Geist (Gottes) durchlebt die Schöpfung derart, wie du selbst deinen Leib durchlebst und beherrschst. Die Schöpfung ist gleichsam

der Leib Gottes, er erzeugt sich ewig neu. Die Erde ist ein Atom im Vergleich zum endlosen Körper Gottes, und seinem ewigen Geiste entspricht dieser endlose Körper. Es ist also kein extramundaner Gott, d. h. kein ausser der Welt stehender. — Dein Leib ist auch deine Welt im Endlichen, Kleinen, regiere ihn vernünftig, Menschen und Gottes würdig.

* * *

Die göttliche Weisheit und die göttliche Liebe (zusammen Theosophie genannt) sind dem innersten Wesen nach ein untrennbares Zwillingspaar, das eine kann ohne das andere nicht sein, beide verhalten sich wie Licht und Wärme. Das Licht der Weisheit repräsentiert das männliche, die Wärme der Liebe das weibliche Prinzip, sie bilden in diesem Sinne eine unbefleckte, heilige Ehe und gebären ewig aus ihrem Schoss den Sohn Gottes. — Die Liebe und Weisheit, o Mensch, soll auch aus dir immer einen neuen Sohn gebären, einen neuen Menschen!



Mallona.

Die letzten Zeiten eines untergegangenen Planeten.

Von Leopold Engel.

(Fortsetzung.)

IX. Kapitel.

Arvodo entflieht meinen Augen und rückwärts wendet sich wiederum der Blick den Gestaden zu, an denen Muhareb weilt.

Schnell tauchen sie vor mir auf.

Ich sehe die Flugmaschine Upals in der Bucht, ruhend auf dem weissen Sande, ihn selbst mit Muhareb vor dem Eingange der Höhle in eifrigem Gespräch. Den Jüngling sehe ich in einem kleinen Boote, fischend auf spiegelglatter See. Mich zieht es zu den beiden, Zeuge ihrer Unterredung zu sein. Ich unterscheide genau jetzt die Stimmen, verstehe den Sinn ihrer Rede.

Upal fragt: »Darf ich wissen, weshalb Du den Feldherrn abgewiesen? Er scheint doch guter Absicht und edel im Gemüt!«

Muhareb antwortet: »Er ist beides nicht. Eine schöne Aussendecke verbirgt die Regungen eines Herzens, das nur

der Veranlassung braucht, um sich schlimmer zu äussern als Areval. Leicht ist es, gut zu sein, fehlt die Gelegenheit zum bösen Handeln. Bis jetzt lebte Arvodo in solchen Verhältnissen, dass die Versuchung ihn nicht überwand. Stark ist sein Wille, doch nur geübt, das auszuführen, was Vorteil bringt. Solche Seelen fallen, stehen sie vor der Entscheidung, zu entsagen um eines inneren Preises willen. Das Gift, das alle Bewohner Mallonas eingesogen, zerstört auch ihn, er findet nicht die Kraft in sich, es zu zerstören!«

Voller Verwunderung fragt Upal: »Ein Gift, das alle Bewohner Mallonas eingesogen? Welches Gift?« —

»Das Gift der Verderbnis, dem Maban das letzte Mittel entgegenzusetzen suchte — Gehorsam! — Würden sich die Bewohner dieses Erdenrundes gefügt haben, hätten sie die Staatseinrichtungen verteidigt und den Geist ergriffen, der in diesen lag, sie wären gerettet und glücklich. Weise Gesetze, willig befolgt und nicht bemüht, diese im Buchstabensinne zu erfüllen, sondern ihrem Erziehungsgedanken nach, führen ein Volk zur geistigen und äusseren Freiheit, das Gegenteil aber, wodurch die Gesetze ausgeklügelt und verdreht werden, zur Erhaltung unterdrückender Macht, zum listigen Betrug, und Eigennutz dienen müssen, führt zum Untergang, in das Verderben.

Früh habe ich erkannt, wohin Mallonas Völker gelangen müssen, gehen sie nicht den Weg zur Ordnung zurück, den Maban wies, hier lag die Rettung. Doch der Rettungsweg ist rauh; hart muss der Retter sein können, unerbittlich, tritt ihm das Unrecht gegenüber, keine Rücksicht üben darf er gegen das eigene Fleisch und Blut, gilt es erkannten Fehler auszurotten. Hier fehlte Maban. Er zerstörte durch Nachgiebigkeit wieder, wo er aufgebaut. Der ihm folgenden Generation hätte lieb und teuer werden können, was die Zeitgenossen noch widerwillig trugen, doch durfte er den Herd der Zerstörung, den er kannte und der in Areval lebte, nicht gewähren lassen. Er that es und der Fall war demzufolge tiefer, als jemals unsere Völker vordem sanken. Das Unheil naht mit raschen Schritten, die Stunde des Unterganges ist nicht mehr weit. Im Könige vereinigt sich die Seele des Volkes, denn der Herrscher ist, wie das Volk ihn braucht, ein Erzeugnis ihres Sinnes. Kein freies, in seinem Empfinden reines Volk duldet den Tyrann. Zu Sklaven können nur Männer werden mit sklavischem Sinn. Die Umgebung des Herrschers kann nur mit diesem herrschen, wenn das Volk sich beugt, beherrscht sein will; will es das nicht, so bringt es bald siegende Freiheitskämpfer hervor. — Doch nur dann führt der hehre Gedanke zum Siege, wenn in der Brust der Menschen noch nicht alles tot, es muss noch möglich sein, auf dem Altar des Her-

zens eine Opferflamme zu entzünden, geweiht der höchsten, allwaltenden Kraft, die uns ins Leben rief, der wir Dank schulden und der wir Rechenschaft zu geben haben von unserem Wollen, Denken und Thaten, gleichviel ob sie vor unseren Mitmenschen Gefallen oder Missfallen errangen. Die innere Flamme ist das Leuchtfeuer für die Richtung unseres Thuns, sie verzehrt, was unrein, sie kann aus einem Fünkchen zur glänzenden Lohe werden, nicht zerstörend, doch Wärme spendend und Licht. — Hat Selbstsucht diesen Altar zerstört, glimmt nur qualmend die Opferflamme, bald erstickend, so ist es vorbei mit der Zukunft des Volkes, die Besseren sterben aus, getötet durch die Macht des siegenden Bösen. Kurze Zeit triumphiert dieses, spottet und verhöhnt die warnende Stimme der letzten Gerechten, glaubt in massloser Herrschsucht auch den Gewalten des Alls ins Antlitz schlagen zu können und gräbt in wahnsinniger Verblendung sich das eigene Grab.«

Muhareb hat mit der Begeisterung des Sehers gesprochen, atemlos lauscht Upal. Nach einer Pause fährt der Sprecher fort.

»Schon klingt das Scharren der Grabesschaufel an mein Ohr, und still wird es dann werden, ist der Tote erst begraben, ganz still, nie wird die Öde sich wieder beleben. Upal, der Königssohn ist in mir erstorben, weil es mir nicht vergönnt werden konnte, das Volk zu retten. Ich habe gesucht von dieser Einsamkeit aus nach Menschen, in deren Herzen der Altar noch nicht gestürzt, und habe keine gefunden.

Mir steht hier zur Verfügung, was niemand ahnt. Mir, dem ältesten Königssohne, stehen alle Erfindungen zu Gebote, die das thörichte Volk missachtet. In den Höhlen hier ringsum ist mancherlei davon verborgen. Ich habe gelernt, den Genius im Menschen, der sich die Kräfte der Natur zu Dienern machte, hochzuachten. Gewaltiger Herrscher im Hause der Natur ist der Mensch durch den in ihm wohnenden Geist, dieser erhebt ihn über die Schwäche seines Körpers und unterthänig, dienend legen sich dem Menschen die Geister der Elemente zu Füssen. Auf Mallona haben nur wenige die unermessliche Kraft des Geistes erkannt, die uns gegeben worden, um dadurch der Schaffenskraft ähnlich zu werden, Selbstschöpfer im gegebenen Kreise, und durch die besiegten Kräfte der Natur immer tiefer einzudringen in die Weisheit Allvaters. Wir sollen die Elemente beherrschen, nicht zum Eigennutz, wohl aber um durch diese Herrschaft den Gesetzgeber immer mehr kennen und lieben zu lernen, durch dessen Güte wir nur die Herrschaft zu erringen imstande sind. Das Volk verschmäht die himmlische Gabe, Aberglauben, Trägheit, Sinnlichkeit und Furcht lässt es nicht zu, dass ihnen Eigentum werde, was der Geist der Weisen fand. Unzählige Entdeckungen wurden ge-

macht, die Mittel des Reiches standen zu Gebote, und dennoch wendet sich jetzt von allen Neuerungen das Volk ab. Es fürchtet sich vor den Errungenschaften des Geistes, es will nicht gestört werden in seiner Bequemlichkeit. Dort in jener Bucht flutet das Wasser in eine versteckte Höhle, wohlgeborgen in dieser findest Du ein schnell fahrendes Schiff, mit dem sicher die Meere befahren werden können. Einst ward es mir erbaut von dem Erfinder, doch, beseelt vom Aberglauben, wollte niemand es besteigen, die Furcht, die Dämonen des Wassers verschlängen den Kühnen, der das wagt, liess diese grosse Erfindung wertlos werden. Mir dient es hier seit Jahren, unerkannt ferne Orte zu besuchen, mit eigenen Augen das Treiben der Völker zu beobachten. Nicht fremd ist mir daher, was ringsum geschieht, und ich erkenne, wie der Geist in den Menschen immer mehr erlischt, wie in den Seelen der Glaube an den Zweck des Lebens erstorben. Mit diesem Stillstand jedweder Entwicklung ist die Erstarrung eingetreten, das schon Errungene geht wieder verloren, das Gericht, die Vernichtung steht im Hintergrunde.

Du trautest Arvodo und zeigtest ihm darum die Schätze, verborgen im Bergesinnern, in Dir lebt noch Wagemut, Du hassest Areval als den Vernichter des Guten in Dir, glaubtest, Arvodo werde sich Deinen Wünschen geneigt zeigen, als Rächer Deines Geschickes. Du bist ihm nur Mittel, kein Gefühl hat er für Dich; auch nicht für mich. Wäre ich der, den er hoffte zu finden, so wäre es bald am Tage, dass nur auf bequeme Weise er durch mich zu herrschen sucht, auch ich hätte ihm dankbar das Mittel sein müssen für Zwecke, die, noch dunkel empfunden, sich bald offenbaren werden. Denn nachdem er von mir abgewiesen, wird er nun bei Areval finden, was er sucht — Befriedigung seiner Herrschsucht, die unaufhaltsam aus seinem Innern hervorbrechen wird. — Geh' nicht zurück zu ihm, Dein Schicksal würde sich besiegeln. Du glaubst einen Freund zu finden und findest einen Feind, der Dich vernichtet. Dir dies zu sagen, forderte ich von Dir Dein Kommen, frei sei Deine Entschliessung!« —

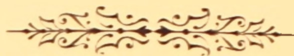
»Arvodo sollte falsch sein?« fragt Upal erstaunt. »Ist er nicht das geheime Haupt der Getreuen, die sich weihten, das Recht wieder siegen zu lassen und Mabans Pläne zu vollenden? Ich gehöre zum Bunde, er weiss es und könnte mich vernichten wollen?« —

»Was uns gestern noch fremd, kann heute schon Entschluss und That sein. Nicht wollte er gestern, was ihm heute notwendig erscheint, Du wirst es erfahren und ich will es Dir beweisen. Folge mir, lerne Mallona kennen mit meinen Augen, ich will es Dir zeigen und die verdunkelnden Schleier werden vor Deiner Erkenntnis niederfallen. Ich habe die letzte Reise

zu vollziehen, der letzte Versuch, die Geister aufzurütteln, ist mir anbefohlen. Sei mein Begleiter, folge mir. Willst Du?« —

Fest entschlossen springt Upal auf und ruft: »Ich will!« —

(Fortsetzung folgt.)



Grausame Moden.

Von Magnus Schwantje.

Wenn der moderne Mensch an die Modethorheiten früherer Zeiten denkt, an die Perrücke, den Zopf, die Schönheitspflästerchen, die Krinoline u. s. w., so kann er ein überlegenes Lächeln nicht unterdrücken. Er kann es kaum fassen, dass solche Geschmacksverirrungen jemals möglich waren, und stolz ruft er aus: »Gott sei Dank! So etwas ist in unseren Zeiten doch nicht mehr möglich!« In Wirklichkeit aber sieht er täglich zahlreiche Modethorheiten, welche durchaus nicht weniger lächerlich sind, als die albernsten Moden früherer Zeiten und deren Lächerlichkeit ihm nur daher nicht auffällt, weil er von Jugend auf an ihren Anblick gewöhnt ist. Ja, in unseren Tagen giebt es sogar Moden, über welche die künftigen Geschlechter mehr erstaunen werden, als über die Kleidermoden früherer Jahrhunderte, weil sie nicht nur eine lächerliche Geschmacksverirrung bekunden, sondern ausserdem Tausenden Tieren furchtbare Qualen bereiten, während das Tragen von Schönheitspflästerchen, Perrücke, Zopf, Krinoline u. s. w. doch nur den Träger hässlich machte, aber nicht fremden Wesen Schaden zufügte. Einige dieser abscheulichen tierquälerischen Moden wollen wir hier anführen.

Viele Millionen Vögel werden in unserer Zeit alljährlich getötet, lediglich weil heute ein grosser Teil der Frauen und Mädchen an der Geschmacksverirrung leidet, die Federn oder gar die ganzen Bälge von Vögeln für einen schöneren Kopfschmuck zu halten als Blumen und bunte Bänder. Das Ende der meisten dieser Tierchen ist ein sehr klägliches, da das Fangen und das Töten fast immer von rohen oder wenigstens abgestumpften Menschen ausgeführt wird. Auch ist es in tropischen Ländern vielfach üblich, die Vögel mit bunt schillerndem Gefieder, z. B. die Kolibris, lebendig auszubälgen, da die Leute glauben, dass der Glanz des Gefieders dann besser erhalten bleibe.

Im Jahre 1876, als die Mode, Hüte mit Federn und Vogel-

bälgen zu »schmücken«, sich zuerst in allen Volkskreisen einbürgerte, prophezeite der englische Gelehrte Professor Dr. Newton, dass diese Mode die Vernichtung ganzer Vogelgeschlechter zur Folge haben werde. Heute, 26 Jahre später, hat sich diese Prophezeiung in vielen Punkten schon bewahrheitet. Eine Menge bunt gefiederter Vogelarten, darunter auch viele Singvögel, sind dem Aussterben nahe. Das wird keinen Menschen wundern, welcher weiss, in welchen ungeheueren Mengen die Vogelleichen zum Hutputz verwendet werden. In England ist festgestellt worden, dass dort jährlich durchschnittlich 25–30 Millionen ausgestopfte Vogelbälge eingeführt werden. In den meisten anderen Ländern ist der Vogelverbrauch ebenso gross, denn die Mode, Vogelbälge und Federn auf den Hüten zu tragen, ist in fast allen europäischen und amerikanischen Staaten gleich weit verbreitet; über den Bedarf in Deutschland, Frankreich u. s. w. fehlen nur die statistischen Nachweise. Auch in Deutschland einheimische Vögel, z. B. die Stieglitze, fallen der Mode in grosser Anzahl zum Opfer, und wenn nicht bald ein Umschwung eintritt, werden in kurzer Zeit auch bei uns viele liebliche Vogelarten ausgerottet sein.

Welch eine Unsumme von Qual wird durch den Fang so vieler Millionen Vögel verursacht, wieviel Poesie durch die Vernichtung ganzer Vogelarten roh zerstört, lediglich damit Frauen und Mädchen ihre Köpfe mit Vogelbälgen und Federn putzen können!

Einen unberechenbaren Schaden erleidet auch die Landwirtschaft durch die Vernichtung der Vögel, welche eine so grosse Anzahl von schädlichen Insekten vertilgen! Der ausserordentliche Nutzen vieler Vogelarten für die Landwirtschaft hat die meisten europäischen Staaten in diesem Jahre veranlasst, internationale Vereinbarungen zum Schutze der nützlichen Vögel zu treffen; da aber Italien, die Hauptstätte des Vogel-Massenmordes, und Holland diese Vereinbarungen nicht anerkannt haben, so dürfen wir keinen sehr grossen Erfolg davon erwarten.

Nicht weniger verwerflich als das Schmücken der Hüte mit Vogelbälgen und Federn sind die grausamen Verstümmelungen, durch welche die Menschen den Tieren ein schöneres Aussehen geben wollen. Kein Vernünftiger wird behaupten, dass ein Mensch schöner aussähe, wenn ihm die Ohren abgeschnitten wären. Dagegen halten viele Menschen die Verkürzung der Ohren und des Schwanzes eines Hundes für eine Verschönerung des Tieres; und infolgedessen müssen Tausende Hunde es ertragen, dass man ihnen einen Teil der Ohren und des Schwanzes abschneidet (coupiert). Häufig stellen sich dann infolge der Ohrenverstümmelung schmerzhafte Krank-

heiten ein, da leicht Insekten und Schmutz in das innere Ohr des Hundes dringen, wenn es nicht von den Ohrlappen bedeckt wird. Der englische General-Tierarzt George Fleming hält die Taubheit für eine häufige Folge des Ohrenstutzens.

Eine noch viel ärgere Tierquälerei als diese Verstümmelungen von Hunden ist das Stutzen (Coupieren) des Pferdeschweifes. Die meisten Menschen glauben, wenn sie Pferde mit kurzen Schwänzen sehen, dass den Tieren nur die Haare des Schweifes gekürzt seien. Thatsächlich wird aber beim Coupieren auch ein Teil des eigentlichen Schwanzes, des ausserordentlich empfindlichen Ausläufers der Wirbelsäure, abgeschnitten. Die dadurch entstehende Wunde wird in der Regel mit einem glühenden Eisen ausgebrannt, um die Blutung zu stillen.

Meist werden dann auch noch die den Schwanz niederziehenden Muskeln zerschnitten, wodurch das Pferd gezwungen wird, den Schweif hoch zu tragen. Durch diese Operation will man dem Tiere ein vornehmeres Aussehen geben, da das Hochhalten des Schweifes als das Kennzeichen einer edlen Pferde-Rasse angesehen wird. Zuerst wurde diese Tierquälerei nur von Betrügern ausgeführt, welche dadurch wenig wertvollen Pferden künstlich die Merkmale von Pferden edler Rasse beibrachten, um sie teurer verkaufen zu können. In der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde in England diese Betrügerei allgemein üblich; und schliesslich wurde eine Mode daraus, welche sich über alle Länder Europas ausbreitete. Nach dem Ursprungsland, England, wird die Durchschneidung der Senkmuskeln des Schweifes auch »Englisieren« genannt.

Ein bekannter Fachmann, Dr. Roeder, Professor an der Königlichen Tierärztlichen Hochschule in Dresden, nennt das Pferdeschweif-Coupieren in einem ausführlichen Gutachten gegen diese Tierquälerei eine »äusserst schmerzhafte« Operation, während welcher die Pferde »laut stöhnen« und »sich wie rasend gebärden«, und welche oft den Tod des Tieres herbeiführt. Ähnlich haben sich schon viele Autoritäten ausgesprochen. — Nicht minder schmerzhaft wie die Operation schon an sich ist, sind die Folgen derselben. Der Schweif ist das natürliche Schutzmittel des Pferdes gegen Insekten, und durch die Verkürzung des Schweifes sowie die Zerstörung der Senkmuskeln wird es dem Pferde unmöglich gemacht, sich seiner Peiniger zu erwehren. Man bedenke, wie sehr manchmal der Mensch von Fliegen und Mücken geplagt wird, die ihm doch gar keinen oder nur einen sehr geringen Schmerz bereiten und die er schnell mit einer Handbewegung verscheuchen kann! Und danach ermesse man die Qual eines Pferdes, welches im Sommer oft Tage und Wochen lang sich von Stechfliegen, Bremsen und anderen Insekten blutig beissen lassen muss, ohne eine

abwehrende Bewegung machen zu können! Man sehe sich nur so ein armes Tier an, wenn es in der Sommerhitze, umgeben mit dem künstlich verkürzten Schwanz oder gar mit den Füssen seine Peiniger zu verscheuchen sucht und am ganzen Körper vor Qual und Aufregung zittert!

Wie kann ein gebildeter Mensch sich für berechtigt halten, solche Tierquälerei zu treiben, lediglich weil er verstümmelte Tiere für schöner hält als unverstümmelte!

In mehreren Staaten der Vereinigten Staaten von Amerika bestehen schon Gesetze, welche das Coupieren und Englisieren der Pferde unter Androhung hoher Gefängnis- und Geldstrafen verbieten. Auch in England ist diese Tierquälerei jetzt gesetzlich verboten.

Wenn in England, wo, wie gesagt, die Verstümmelung des Pferdeschweifes zuerst Mode wurde, diese Tierquälerei bestraft wird, so drängt sich einem die Frage auf, warum in Deutschland die Nachäffung dieser grausamen Mode straflos bleibt. Eine Bestrafung dieser und vieler anderer zur Mode und zur Sitte gewordenen Tierquälereien ist jedoch nach dem heutigen Strafgesetzbuch nicht möglich, da dieses nur die „öffentlich“ ausgeführten oder „Ärgernis erregenden“ Tierquälereien mit Strafe bedroht*), während die der Mode wegen verübten Tierquälereien doch meistens heimlich ausgeführt werden und, eben weil sie Mode sind, auch nicht allgemein Ärgernis erregen.

Ausser den im vorstehenden Mitgeteilten giebt es noch eine Menge andere tierquälerische Moden, welche wir hier unerwähnt lassen müssen, weil die Mitteilung aller dieser scheusslichen Gebräuche weit den Umfang eines Zeitungsaufsatzes überschreiten würde. Wir wollten nur an einigen wenigen Beispielen zeigen, dass die meisten unserer Zeitgenossen durchaus kein Recht haben, über die Moden früherer Zeiten geringschätzig zu lächeln, da sie selbst an ebenso unsinnigen und abscheulichen tierquälerischen Moden teilnehmen. Wohl ist die Gesittung der Menschheit in den letzten Jahrhunderten in vielen Punkten eine höhere geworden; aber diese Besserung erstreckt sich doch fast ausschliesslich auf das Verhalten der Menschen gegen einander; das Verhalten der Menschen gegen ihre wehrlosen Mitgeschöpfe ist beinahe ebenso barbarisch geblieben, wie es in früheren Jahrhunderten war.

*) § 360, Ziffer 13 des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich lautet: „Mit Geldstrafe bis zu 150 Mk. oder mit Haft wird bestraft, wer öffentlich oder in Ärgernis erregender Weise Tiere boshaft quält oder roh misshandelt.“ Eine andere strafgesetzliche Bestimmung gegen die Tierquälerei giebt es nicht.

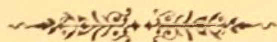
Leben auf der russischen Strafinsel Sachalin.

den Flüssen: im Sommer in Kanoes aus hohlen Baumstämmen, im Winter in Hunde- oder Renntierschlitten. Solche Reisen sind höchst gefährlich, da es Überfluss an riesengrossen Bären giebt und man nie vor den entflohenen Sträflingen sicher ist, denen es fast immer gelingt, sich mit Flinten zu bewaffnen. Gleich nach meiner Befreiung brachte ich einige Tage in Alexandrowsk zu, wo, wie in den anderen Niederlassungen, Morde ungestraft verübt werden. Während meines Aufenthaltes wurden vier Menschen, mit denen ich zusammengekommen war, einschliesslich eines Knaben, der mit mir in demselben Hause wohnte, ermordet. Fast jeder hier in den Strassen ist ein Verbrecher; denn mit wenigen Ausnahmen wird nur die schlimmste Sorte Gefangener nach Sachalin geschickt, und sicherlich sind neben Sträflingen, Exsträflingen, deren Weibern und Kindern und den Beamten kaum ein Dutzend freigeborener Menschen auf der Insel. Mörder allein sind wenigstens 8000 hier, und vor einem Manne, an dem ich eines Morgens vorüberging, wurde ich gewarnt, weil er schon acht Personen getötet hatte. In Sibirien werden die Verbannten (abgesehen von dem arktischen Settlement, von dem ich wenig kenne) nicht grausam behandelt, wie jetzt allgemein bekannt ist, aber ihr Los ist in Sachalin in der That schlimm, was weniger die Schuld des Systems ist, als die der Lebensbedingungen und der Entfernung von irgend einem centralen, kontrollierenden Einfluss. Es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, dass die Beamten der Auswurf der im Staatsdienste Stehenden sind, gar oft betrunken und grausam. Die russische Regierung ist kürzlich auf diesen Stand der Dinge aufmerksam gemacht worden und hat meine Beobachtungen bestätigt, indem sie den Gerichtshof von Irkutsk hierher sandte, um fast den ganzen Beamtenstab wegen Fälschung, Betrugs, Unterschlagung und schlimmerer Verbrechen zu vernehmen. Ich besuchte einige der Gefängnisse. Trotz fortgesetzten Widerspruches, dass solche Zustände existieren, sind noch heute zwei schlimme Gefangene Tag und Nacht an Schubkarren gekettet. In dem Gefängnis von Alexandrowsk waren 600 Sträflinge in vier Zimmern eingepfercht, von denen jedes auf ungefähr 50 Personen eingerichtet war. Während ich auf der Insel war, kamen annähernd 1800 neue Gefangene an, meist für dieses Gefängnis, so dass man sich seine jetzige Lage vielleicht vorstellen kann. Als Resultat meiner Nachfrage erfuhr ich, dass die »dreizüngige« Peitsche mit den Bleienden, als »Plet« bekannt, die in Russland verboten ist und in Sibirien ausstirbt, hier noch allgemein gebraucht wird und ebenso die in Salz getauchten Birkenruten. Mit diesem Instrument wurden im vorigen Februar zwei Frauen gepeitscht, deren Ankläger, zwei Aufseher, wenn der Bericht wahr ist, eher Strafe verdient hätten.

Das ganze Sachalin steht unter Kriegsrecht. In einem der Gefängnisse werden von den 800 Gefangenen 500 meist gefesselt in erzwungener Unthätigkeit gehalten, wodurch viele verrückt werden. Während einer stürmischen Nacht, in welcher ich nach Alexandrowsk zurückkehrte, flohen sechs Gefangene durch einen angrenzenden Wald und nahmen Zuflucht darin, nachdem sie ihren Weg über eine Verschanzung von 20 Fuss Höhe genommen hatten. Wenn die Sträflinge in Sachalin frei werden, müssen sie zwangsweise sechs Jahre auf der Insel als Verbannte leben und weitere sechs Jahre als Bauern in Sibirien, wonach sie frei nach Russland zurückkehren können. Aber es ist Thatsache, dass neun Zehntel der Sträflinge niemals die Insel verlassen. Wahnsinn ist sehr häufig. Das Verbrechen wuchert sogar unter den Augen der Beamten. Während meines zweimonatlichen Aufenthaltes wurden zwei Häuser unterminiert; eins derselben, gerade gegenüber dem Gefängnis und den Baracken der Soldaten, wurde geplündert und das andere in Brand gesetzt und gänzlich zerstört. Meine Wirtin, die Frau eines Beamten, sagte, dass sie in beständiger Furcht lebe, niemals wissend, in welcher Nacht sie vielleicht gemordet oder ihr Kind um seiner Kleider willen getötet würde. Mit einem strengen, festen, aber wohlwollenden Gouverneur könnte viel zur Besserung der Zustände gethan werden. Augenblicklich wird jedes Streben zum Guten seitens eines Unterbeamten unterdrückt. Der einzige Lichtpunkt auf dieser Insel ist die Anwesenheit einer heroischen Frau, Eugenie de Meyer, einer jungen, anziehenden, enthusiastischen Dame, welche mitten in dieser furchtbaren Umgebung arbeitet. Sie achtet keine Gefahr und verbrachte schliesslich eine lange Zeit in dem weiten Innern mit einer Bande von 200 Sträflingen. Es ist bekannt, dass sich die Zarin sehr für ihr Wirken interessiert, und das ist wahrscheinlich die Ursache, dass ihr die Beamten nicht so mit thätiger Feindseligkeit begegnen, als man erwarten könnte.« Von einer seiner Expeditionen auf der Insel sagt Hawes: »Als wir von Alexandrowsk nach dem weiten Norden von Sachalin reisten, hatten wir einen Weg von 60 Meilen durch einen dichten Wald zu machen, dann gingen wir 300 Meilen hinaus und weitere 300 Meilen zurück in den Kanoes der Eingeborenen. Die zwei Hauptschwierigkeiten, die wir zu bestehen hatten, waren Bären und entflohene Sträflinge. Von den ersteren sahen wir während unseres $2^1/_2$ tägigen Ruderns die Spuren von etwa hundert. Die entflohenen Sträflinge waren zahlreich, so dass wir nachts ihretwegen keine Feuer anzünden konnten, um die Bären abzuhalten. Als wir im Begriffe waren, von der Pacific-Küste zurückzukehren, sandten uns Beamte durch Eingeborene die Nachricht, dass fünf Sträflinge aus dem Rikowsk-Gefängnis in

das Innere entwichen seien und dass es bekannt wäre, dass sie sich vorgenommen hätten, unsere Gastgeber zu töten, einen eingeborenen Häuptling und zwei Maschinenarbeiter, deren Hütte wir teilten. Man warnte uns, indem man uns mitteilte, dass drei von ihnen mit Winchesters bewaffnet wären, und wir erhielten die Aufforderung, auf jeden Russen, den wir im Walde sehen würden, zu feuern. 16 dieser entflohenen Sträflinge wurden in 2½ Monaten erschossen. Sie sind ausserordentlich gefährlich, weil ihre Lage so verzweifelt ist, dass sie, nur um in den Besitz von einem Paar Schuhe zu gelangen, jeden zu töten bereit sind, den sie treffen. Die Eingeborenen, die ich freundlich und interessant fand, begegneten mir ohne Feindseligkeit. Sie schienen ein Volk zu sein, welches einmal Civilisation besass, aber schon lange wieder verloren hat. Sie kleiden sich vorzugsweise in Fisch- und Seehundshäute und leben fast wie die Bären. Sie sind ausserordentlich arm und kommen nicht viel mit den russischen Beamten in Verbindung.« Mr. Hawes, welcher grosse Schwierigkeiten hatte, von Sachalin wegzukommen, reiste deshalb durch die Mandschurei. Er war der erste Engländer, welcher von Wladiwostok per Eisenbahn mitten durch Moskau fuhr. Die Mandschurei-Linie hinter ihm war beendet, als sein Zug, ein Konstruktionszug, sich seinen Weg entlang arbeitete.

Dresdener Anzeiger.



Sprechsaal.

Geöffnet für Erörterungen jeglicher Art.

Günzls Extravaganz von der Norm.

Es eifere jeder seiner unbestochenen,
von Vorurteilen freien Liebe nach!
Lessing, Nathan der Weise.

Vor mir liegt ein Flugblatt. »Aufruf an das deutsche Volk«, herausgegeben von der Geschäftsstelle des Ordens für Regeneration, Bremen, Hamburgerstrasse 29h.

Dieser Aufruf hat verschiedene Abteilungen, deren erste die Überschrift tragen: a) Wie erfüllen wir den Zweck des Daseins? b) Haben die Völker, die eine Kultur hervorbrachten, dieser Anforderung entsprochen? c) Worin besteht das Wesen der Entartung? d) Die Weltaufgabe des germanischen Geistes u. s. w. Dieses Flugblatt wäre unter so vielen anderen neuzeitlichen Bestrebungen die beste Entgegnung auf den G.schen Artikel in No. 6 dieser Zeitschrift, doch möchte ich auf diesen Artikel näher eingehen und komme anfangend zu der Frage:

Was ist Norm, was versteht der Verfasser unter Norm? Die Antwort müsste lauten, er erkennt die Allgemeinheit, wie sie schlecht und recht lebt, treibt und waltet, als Norm an, und er empfiehlt, sich unter die Heerfolge dieser Allgemeinheit zu stellen, weil sie durch zeitgemässe Civilisation und Kultur die Welt zur Vollkommenheit zu führen vermag. Ich komme zu gegenteiliger Ansicht. Die Allgemeinheit steht unter dem Banne der Unwahrheit und Unfreiheit, sie tötet das Schöne, Wahre und Gute, das G. mit ihr in Verbindung bringen will, und setzt an Stelle einer freien, selbständigen Entwicklung des einzelnen den Zwang, den Dutzendmenschen.

Norm ist aber das Schöne, Wahre, Gute, das aus dem inneren Leben quillt und seit Ewigkeit besteht. Günzl empfiehlt diese Dreiheit als Grundlage einer Moral für den im Weltgetriebe stehenden und schaffenden Kulturmenschen. Das Schöne, Wahre und Gute ist aber Selbstzweck, nicht Mittel und man wird sie nur dann gewinnen, wenn diese vornehme Dreiheit im Herzen des nach Wahrheit strebenden Menschen, durch selbstloses reines Leben, in Glück und Frieden des Innenlebens zur Auferstehung gelangt. Nicht im Streben und Schaffen des Alltagslebens, im Gewühl des sinnlos hastenden, keine Ruhe findenden Scheinglücks findet man das Schöne, nicht in der gefährlichen Verbindung mit dem Entdecker- und Erfindergeist, den Günzl so, wie er eben besteht und sich zeigt, als gut und vollkommen, als wünschenswert nimmt, und dem das Schöne und Wahre Heerfolge leisten soll. Verfasser spricht sich ferner gegen Zurückkehr zur Natur, zum Naturleben aus. Beide Begriffe sind zu trennen. Naturleben, wie es im fraglichen Artikel angedeutet ist, will niemand, sucht niemand, denn die entarteten Völker sinken kraftlos von selbst in diesen Zustand der Vertierung, und der Zweck unseres Daseins ist, dass wir unsere Menschenwürde behalten, nicht dass wir sie verlieren. »Der Zustand der Bestialität, in welcher sich wilde Völker befinden, ist kein Zustand der Kindheit ihres Lebens. Der Mensch ging aus der Hand Gottes vollkommen hervor und trug das lebendige Wort Gottes unfehlbar immer in sich.« *) So wollen wir es uns bewahren, und wenn eine immer mehr wachsende Anzahl Menschen sich der Allgemeinheit, dem drohenden Verfall, dem Zerrbild wahren Menschentums entwinden will und auf Grund einer ihnen zusagenden Lebensweise zurück zur Natur, zur Einfachheit predigt, so wollen sie einfach das zur That machen, was allen rein fühlenden und denkenden Menschen erstrebenswert scheint. Sie wollen hinweg von dem Zwange einer gedankenlosen, unnatürlichen Lebensführung, sie wollen Regeneration, Glück und Frieden.

*) Kerning, Die Wiedergeburt. 1857, Nürnberg.

Die wenigen Narren aber, die in dieser Bewegung in rein äusserlichem Gebahren über das Ziel schiessen und die Günzl mit so vielen Worten beehrt, zählen nicht, sie sind harmlos, und es lohnt sich nicht, ihrethalben die Feder einzutauchen. Auch Günzl rühmt eine vernünftige, verständige Lebensweise, und begründet seine Anschauung damit, dass er sagt: »Der Mensch kann in der Welt alles, was sie bietet, geniessen, — aber nur vernünftig.« Dieser Satz ist unklar, denn der vernünftige Mensch geniesst eben nicht alles, was die Welt bietet, das wäre unvernünftig, und das Meiden und Erkennen des Schädlichen ist vernünftig. Deshalb ist die erste Aufgabe der vernünftigen Lebensweise, die Grundlage einer vernünftigen Diät zu suchen. Das ist bei dem verdorbenen Instinkt des Kulturmenschen eine immerhin schwere, aber dankenswerte Aufgabe. Die ganze Bewegung der sogenannten naturgemässen Lebensweise zeigt doch zur Genüge, dass wir es mit vernünftigen Leuten zu thun haben, und dass man diesen doch nicht zu sagen braucht, — geniesset alles, aber vernünftig.

So ist in Bezug auf Rohkost zu sagen, dass diese Ernährungsfrage nicht in einem Artikel abgethan werden kann, der in Verbindung mit einem philosophierenden Verstandeswissen eine Menge von Theorien und Lehren aufstellt, und sich dabei ohne praktischen Halt in ein Labyrinth der Irrungen und Widersprüche verliert, bei welchen leider kein lebenbefruchtender Keim zu entdecken ist. Die Rohkostesser, die man nicht wie G. mit dem von Wurzeln und Kräutern lebenden mittelalterlichen Einsiedler verwechseln darf, haben z. B. einen Mann wie Ad. Just in Stapelburg zur Seite. Mit seinem Buche: »Der Jungborn oder Kehrt zur Natur zurück« beweist er, dass er nicht nur ein ehrlich strebender, klar und tief empfindender, gründlicher und wahrer Mann ist, sondern auch ein logischer Denker, der alles, was er schreibt, sachlich und gründlich durcharbeitet und für den Denkenden höchst lehrreich vorträgt.

Der Zeit müssen wir es überlassen, ob Just und seine Anhänger der Welt Gutes bringen oder nicht. Vorerst aber wollen wir mit ihm ebensowenig Bedauern haben, wie mit dem Naturmenschen auf der Insel Haiti, den G. bedauert, weil er der Segnungen der Civilisation entbehrt. Goethe ruft aus: »Ich möchte auf irgend einer Insel der Südsee ein zufriedenes, glückliches Leben führen.« Auch bei diesem Gewaltigen eine Unzufriedenheit und eine Sehnsucht nach der Glück und Frieden spendenden Natur, nach Einfachheit. Diese Sehnsucht ist allen denkenden, gemütreichen Menschen eigen. Natur ist ja die überall lebenspendende und lebenerhaltende Kraft, und in Verbindung mit dem Gottesgeist, der das Weltall durchflutet, das Gesetz, das ewig war und ewig sein wird. Wie wir nun aber, von der Natur losgelöst, immer pontenzierter werden, zu immer

höherer Perfektion und Vollkommenheit aufsteigen sollen, das müsste doch näher erklärt werden. Loslösen sollen wir uns von unserem persönlichen niederen Selbst und uns immer mehr anschmiegen an Mutter Natur. Ich wünschte doch, dass in einer Zeitschrift wie »Das Wort«, die sich laut Programm die Entwicklung des inneren Menschen zur Aufgabe macht, Klarheit herrsche hierüber, ob wir den Zweck des Daseins erfüllen, wenn wir den G.schen Lehren folgen. Schiller singt:

»Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur.«

Wie wohlthätig berührt uns dieser Ausfluss rein menschlichen Empfindens nach den bangen Zweifeln, die unsere Sinne befangen halten, wenn wir getreu nach der G.schen Lehre uns dem Dilemma auszusetzen gezwungen sind, »einerseits die blinde Natur, die aus sich selbst nichts kann, abzulösen, um dann andererseits, losgetrennt von ihr, den uns von Gott verliehenen Himmelsschatz des göttlichen Lichtfunkens wirken zu lassen.« »Je höher dann die durch diese Einwirkung werdende Civilisation, desto edler sei die Kultur.« Dr. Johannes Müller, der Verfasser »der grünen Blätter« in Leipzig, der Blätter »für Pflege persönlichen Lebens«, sagt: »Wir sterben an unserer hochgelobten Kultur, wenn es so fortgeht. Das moderne Leben mit seinen Anforderungen und Darbietungen richtet uns langsam, aber sicher zu Grunde. Was die Jugend an Ursprünglichkeit und Lebenskraft mitbringt, saugt es aus und lässt es verdorren!« Ist es nicht so! Ist der Kastengeist, falsche Ehrbegriff, die Autorität der Schule, der Kirche, die kein frisches Leben aufkommen lassen, jemals schlimmer gewesen, würde Luther heute eine Reformation zustande bringen?! Und da sollen wir nach G. immer potenzierter werden, das wäre ja der Übermensch, der immer im Fiasko endet. Der Mensch braucht bloss Ausbau seiner latent in ihm liegenden geistigen Fähigkeiten, ist das erreicht, dann ist er ja so potenziert und vollendet, wie er es überhaupt nach göttlichem Gesetz werden kann. So ruft auch Dr. J. Müller: »Werde, was du bist.« Also Mensch, — wecke den Menschensohn, den Christus in dir. G. will aber allem nach ein Hinauswachsen der Rasse über den vom Naturgesetz gegebenen Rahmen. Was Gott nach Äonen von Jahren der Menschheit weiter geben wird und will, wollen wir heute nicht erzwingen. Wenn wir nur das werden, was die besten Menschen aller Zeiten in ihrer Vollendung gewesen, das muss uns und darf uns genügen.

Es ist bei den Völkern ein stetes Auf- und Abwogen der Erkenntnis und Vollendung, und der einzelne ist eben immer mehr oder weniger ein Produkt seiner Zeit. Vorerst werden wir wohl niemals über die Weisheit eines Plato oder Sokrates hinauswachsen. Wir sehen da im inneren Leben, im wahren

Menschentum, Rückschritt, nicht Fortschritt durch Kultur und Civilisation. Möchten wir also nur dafür sorgen, zur Vollkommenheit die Wege eines Sokrates zu finden. Wir Pygmäen zehren vorerst noch an der Weisheit der Alten, streben wir lieber danach, die geistige Höhe zu erreichen, von der ihre Werke Zeugnis geben, aber nicht dadurch, dass wir ihre Werke unserem Gedächtnis, unserem Wissen einprägen, der Jugend diese Weisheit eintrichtern, sondern dass wir durch Vollendung unseres Selbsts zu gleichen Resultaten kommen. Suchen wir also das uns von Gott gegebene Ziel in uns zu erreichen, und fliehen wir die Lehren der materialistischen Kathederweisheit, die zum Abgrund führt.

Christus ruft: »Sehet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen.« Er verlegt einfach den Schwerpunkt der Weltanschauung ins Geistige, dorthin, wohin er allein gehört. Wir sollen wachsen und gedeihen, indem wir uns wie die Blumen auf dem Felde ins richtige Verhältnis zu Gott, zum urewigen Gesetz stellen. Wie leben wir aber? Die junge Menschenpflanze soll in die Anschauung der Welt, in eine gepriesene Kultur hineinwachsen, und da diese für den Menschen nicht Norm, sondern Zwang ist, so muss die heranwachsende Menschenpflanze so lange mit dem Aufwande aller pädagogischen Mittel gedrillt und gestutzt werden, bis sie ihre natürliche Lebensentfaltung verliert und ihr der göttliche Lebenssaft einer gesunden Entwicklung entzogen ist. Da man aber nur durch freie Entwicklung der Kräfte heilsam und fördernd wirken kann, so kommt leider niemals das Schöne, Wahre und Gute ganz zur Entfaltung und zum Bewusstsein der Allgemeinheit, und das, was die Geisteshelden eines ganzen Jahrhunderts in fast unerschöpflichem Reichtum an Schönem und Wahrem geschaffen, geht den Massen verloren. Liesse man aber die Menschen sich entwickeln, wie es uns Christus an den Blumen zeigt, so würde das Schöne von selbst kommen, der Mensch würde sich seiner Bestimmung gemäss entwickeln, denn der Same zur Vollkommenheit liegt ja in ihm, gleich wie in der Blume ihre Schönheit und Art. Aber hinter dem Menschen steht die Autorität der Schule und Kirche, nicht der himmlische Vater, der die Vögel unter dem Himmel nährt und der auch uns, wie die Blumen, einem normalen Wachstum entgegenleiten will. Wir wachsen aber nicht, wir vegetieren bloss. Wie wäre sonst das immer stärker werdende Drängen nach dem Materiellen zu erklären. Wenn wir das Übel nicht an der Wurzel fassen, wenn wir die Kinder nicht von zartester Jugend an unter das Wachstum Gottes stellen und sie in Schule und Haus in entsprechender Weise erziehen, die Seele der jungen Menschenpflanze nicht im Geiste und der Wahrheit bilden, werden wir den Weg zum Besseren nie finden. Wie

soll man aber anfangen? Nun, die Natur sollen wir fragen, der Jugend Natursinn, Einfachheit lehren, ihr die Natur zurückgeben, die wir ihr gestohlen haben. Man raubt der Menschenpflanze Boden, Licht und Sonne zum Wachstum im Geistigen und Körperlichen und verdunkelt so den Frührotschein erwachenden wahren Menschentums. Man beginne früh, denn: »Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.«

Die Ferienkolonien der blutarmen, skrophulösen Kinder, der Opfer einer Misswirtschaft, sind Notbehelfe und zeigen den ganzen Jammer eines verkehrten Kulturlebens. Immer mit Natur im Verein muss es vorwärts gehen, damit der Gottesfunke in uns im blauen, lichten Äther sein Echo finde und der sehnenden Seele ihr wahres Sein verkünde. Gewiss ist, der Kampf mit dem Leben, mit dem Schicksal ist nötig, ein guter Lehrmeister, wir sollen im Kampf des Lebens zum Sieg über uns selbst geführt werden. Die Aufgabe ist schwer, und da sollen wir der Jugend noch Hindernisse in den Weg legen, durch falsche Erziehung ihre Widerstandskraft schwächen, statt sie zu stählen. Unsere Arbeit wird segensreicher sein, wenn wir sie der Sklaverei der Methode entziehen. Genug der Aufgaben warten, und Gott sei Dank, es wetterleuchtet überall und verkündet den Morgen einer schöneren Zukunft. Aber sie wird nur kommen, wenn wir mit der Allgemeinheit nicht rechnen, sondern kämpfend, führend und lehrend aus dem Alltäglichen hervortreten. Auch nicht los von der Natur, vom »Wickelbande der Natur«, wie Günzl sagt. Mag er nun unter Natur verstehen, was er will, für uns gilt nur das Wort, kein Begriff. Nach alter theologischer Lehre verstand man früher allerdings unter Natur die Erbsünde. Das ist aber dem heutigen Begriff widersprechend, die Erbsünde ist Unnatur, und von Natur, von Gott aus sind wir vollkommen. In diesem Zusammenhang erkennt es auch Schiller:

»Der Genius und die Natur stehen im ewigen Bunde;
Was der Eine verspricht, leistet die Andere gewiss.«

So stehen wir auch nach hartem Selbstkampfe über der Natur und beherrschen sie, und zwar immer mehr, je inniger wir uns an sie anschliessen. Wir sind dann Herrscher im Zusammenschluss mit Gott und Natur, und das Materielle wird dann auch keinen Schaden leiden. Man würde vielleicht andere Wege gehen wie heute, aber Wege, die uns das normale Leben für Körper und Geist in harmonischer Weise zu bieten vermögen. Und diese Wege sollten, wenn die Vorbedingungen geschaffen, leicht zu finden sein. Schliesslich frage ich noch, warum stellt sich denn der so fein empfindende Verfasser fraglichen Artikels in Widerspruch zu seiner eigenen Dichtung?

»Ich entschlief der Aussenwelt,
Eilt entzückt in mich hinein.
Hier fand ich fürwahr Entgelt
Für den toten Sinnenschein.
Liess die Welt in ihrem Lauf,
Wacht in meinem Innern auf.« Günzl, Einsam.

Hier spricht eben der Dichter. Es spiegelt nichts so sehr unsere wahre Stimmung, unser wahres, reines Selbst, kurz Wahrheit wieder, wie die edle Dichtkunst. Hier fühlt der Dichter intuitiv, und die Stunden, in welchen wir so empfinden, sie sind die Stunden der Weihe. Tragen wir aber unserem Verstandesleben zu sehr Rechnung, dann kommen wir oft unbemerkt auf Abwege, wir werden Partei; der Zwang, die Prämisse mit ihren Trugschlüssen herrscht, und ich glaube nicht, dass uns diese Kinder einer oft erzwungenen Arbeit die gleiche Freude bereiten, wie die Kinder der göttlichen Muse.

Friedrich Schutz.



Der Gesundheitshüter.

Der Salzfluss.

Von Dr. med. Berthelen.

Ekzema, nässende Flechte, Salzfluss nennt man eine bald akut, bald chronisch verlaufende, nicht ansteckende Hautkrankheit, die in Knötchen-Bläschen- oder Pustelform mit mehr oder weniger heftiger ödematöser Schwellung der Haut auftritt und bei der weiterhin eine gerötete, nässende Fläche sich bildet, aus welcher eine klebrige, anfangs wässerige, später gelbliche, auch durch Blutbeimischung dunkler gefärbte Flüssigkeit abgesondert wird, die zu Krusten vertrocknet. Nach Entfernung dieser ist die Haut entweder noch nässend oder trocken, mit dünnen Schüppchen bedeckt. Das Ekzem ist mit schmerzhaftem Jucken begleitet. Akut tritt es meist im Gesicht und an den Extremitäten, selten an der ganzen Haut, unter leichtem Fieber auf und entwickelt sich in 24—28 Stunden. Chronisches Ekzem charakterisiert sich durch öftere Rückfälle, heftiges Jucken, allmähliche Verbreitung über grössere Flächen und derbe Infiltration der Haut. Idiopathisches Ekzem entsteht durch unmittelbare Reizung der Haut, durch reizende Salben, Wässer und Öle, durch Kratzen bei juckenden Hautleiden (Krätze, Läuse), durch zu hohe Temperaturen, denen die Haut ausgesetzt ist, durch zu häufigen Gebrauch des Wassers bei hydropathischer Behandlung. Aber auch innere Erkrankungen,

z. B. Menstruationsstörungen, Magenkatarrhe, Hämorrhoiden oder Varikositäten der Unterschenkel steigern die Disposition zu Herpes.

Die Ursachen der symptomatischen Ekzeme sind nicht so klar. Die Skrofulose und Rhachitis stellen zusammen ein Kontingent von circa 36%. Ferner scheinen Chlorose, Schwangerschaft, Uterusleiden etc. häufig die Ursachen zu sein, ebenso endlich die Zuckerkrankheit.

Mit Übergehung der verschiedenen Formen des Herpes, als: Milchschorf, welcher bei skrofulösen Kindern vorkommt, und des Ekzema marginatum, welches der berühmte Wiener Dermatologe als eine eigne Ausschlagsart beschrieb und welche fast ausschliesslich bei Männern und besonders oft bei Schuhmachern vorkommt, beschränke ich mich hier auf das Ekzem der unteren Extremitäten, welches besonders an der Beugeseite der Gelenke und an den Unterschenkeln und zwar häufig mit Hautverdickung auftritt (Ekzema cruris, Salzfluss). Er entsteht meist durch variköse Venen und nässt stark.

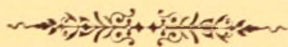
Obgleich nun das Ekzema offenbar aus inneren Ursachen entsteht, so sind diese doch oft so dunkel und entziehen sich dem Scharfsinn der Ärzte, dass sie sich damit begnügen, das Ekzema bloss mit äusseren Mitteln zu behandeln und jede innere Arznei zu meiden. So pinselten Hebra und seine Anhänger die umschriebenen Ekzeme im Gesicht und an den Ohren mit Höllensteinlösung (1 : 20) oder mit weisser Präcipitatsalbe: von letzterer sahen sie die besten Erfolge; ebenso gelangt die Karbolsäure und der Theer in ausgiebiger Weise zur Verwendung. Eine rein örtliche Behandlung erscheint aber gewiss nur da angezeigt, wo nicht ein einziges Zeichen von Dyskrasie des Blutes vorhanden, und dürften dann die einfache Zinksalbe oder flüssige Theerseife, aber auch nur bei chronischen Ekzemen — denn akute vertragen solche Mittel gar nicht — anderen Mitteln vorzuziehen sein, die, wie die Quecksilbersalben, schwere Vergiftung erzeugen können.

Bei akuten Ekzemen genügen im ersten Stadium bis zur Borkenbildung Umschläge von kühlem, aber weichem Regen- oder Flusswasser und erneuert sie häufig, damit sie nicht zu warm werden. Im Sommer sind Berieselungen aus einer Giesskanne 4—5 mal 5 Minuten lang noch besser. Ist das Ekzem ein allgemeines, so packt man den Kranken täglich einmal einige Stunden nass ein und giebt ihm dann ein beruhigendes Halbbad.

Von homöopathischen Mitteln ist Mercurius solubilis 3 — täglich 2 Gaben — das wichtigste, namentlich dann, wenn keine grösseren nässenden Flächen, aber heftiges Jucken vorhanden ist, dagegen Arsenicum album 3—5 dann, wenn das Sekret ätzend auf die Umgebung wirkt, erhebliche Schwellung vor-

handen und bräunliche Borken entstehen. Hepar sulphuris calcareum 3—5 passt dann, wo Skrofulose vorhanden, wenn dicke, gelbe Krusten entstehen.

Bei chronischem Ekzem reicht man, wenn es schon in Heilung begriffen und keine Neigung zu Bläschen- und Pustelbildung zeigt, mit Sulphur 3 aus, wovon man 3—4 Gaben, täglich eine giebt und dies Mittel bis zur völligen Heilung, noch in Pausen von 5—6 Tagen einmal wiederholt. Sind aber noch grössere Krusten vorhanden, so maceriere man sie durch Einreibungen mit Öl, besonders mit ungereinigtem Mohnöl, welches das lästige Jucken schnell beruhigt. Die erweichten Borken entferne man mit lauwarmem Seifenwasser mittels eines weichen Schwammes. Ist die Haut noch sehr gerötet und nässend, so wendet man nasse Umschläge an und giebt innerlich Mercurius solubilis, Arsen oder Hepar. Beim Salzfluss, der oft sehr hartnäckig ist, verhindern die Hautverdickungen gewöhnlich die Heilung, deshalb mache man, um sie und die Borken schneller zu erweichen, feucht-warme Umschläge oder einen Glycerinsalbeverband (1 : Vaselin). Den Kranken lege man längere Zeit horizontal und die Unterschenkel höher als den Steiss. Zweckmässig ist ein fortwährendes Warmwasserbad. Widerstrebt der Kranke dieser Procedur, so reinige man täglich das Geschwür mit lauem Seifenwasser. Zum Verband nehme man eine Mischung von Mandelöl und Kakaobutter (2—3 prozentige).



Rundschau aus allen Gebieten.

Gemeinnütziges.

Ein bemerkenswerter Beschluss ist in der Gemeinde Zihlschlacht (Thurgau) gefasst worden. Von jetzt an dürfen auf dem dortigen Friedhof keine Grabsteine mehr gesetzt werden; statt dessen wird auf Kosten der Gemeinde jedes neue Grab mit einem einfachen Denkzeichen versehen. Dieses besteht in einer weissen Porzellanplatte, länglich-rund, 11 bis 16 cm., auf welcher die Grabschrift mit schwarzen, goldverzierten Buchstaben gut leserlich angebracht wird. Ein schwarzer Stab aus Eisen trägt die Porzellanplatte und ist unten in einem kleinen Sockel befestigt. Das Ganze stellt ein hübsches, dauerhaftes Denkzeichen dar, das fertig gesetzt etwa 10 Fr. kostet.

Land und Leute.

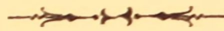
Eine geradezu ideale Censur herrscht in der Türkei. Es dürfte schwer fallen, in einem türkischen Blatte jemals das

Wort »Anarchist« oder »Sozialist« zu finden, da die Redaktion der betreffenden Blätter Sorge trägt, es immer in »Utopist« umzuredigieren. Auch Pest und Cholera sind nicht existierende Begriffe, welche man durch die Worte »eine unbekannte Krankheit« zu verdeutschen oder vielmehr zu vertürken hat. Schliesslich gehört es zu den unanfechtbaren Behauptungen, das ein Monarch — für die Türkei wenigstens — nur eines natürlichen Todes gestorben sein kann. Der Tod König Humberts zum Beispiel wurde folgendermassen erzählt: »Der König sank tot um, während er die begeisterten Zurufe der Menge dankend erwiderte.« — Als Schah Nassr-Eddin seinerseit von Mörderhand fiel, veröffentlichten türkische Zeitungen nachstehende, an ausserordentlicher Logik das Merkwürdigste leistende Meldung: »Der Schah fühlte sich im Laufe des Nachmittags etwas unpässlich; die Leiche wurde nach Teheran gebracht.« Es ist unmöglich, schwierigere Dinge graziöser auszudrücken.

Naturwissenschaft.

Ambra-Funde und Walfischfängerei. Aus New-Bedford in Massachusetts kommt die Kunde, dass Kapitän Oliveira von dem in New-Bedford heimischen Schuner Freeman zwölf Tage, ehe er in Brava, einer der kapverdischen Inseln, landete, ein Stück grauen Ambers von 65 kg Gewicht im offenen Meere aufgelesen habe. Dieses Stück Ambra ist nach den herrschenden Marktpreisen 155900 Mk. wert. Das wohlriechende Ambra wird heutzutage nicht mehr in der Arzneikunde, wohl aber zu Parfümerien benutzt, in denen es als Basis dient, die dem Parfüm Haltbarkeit verleiht; aus dem rohen Amber werden etwa 85 Prozent Ambrīen, ein krystallinisches Mineral, gewonnen. Ambra entsteht als Ausscheidung in den Gedärmen des Pottwals; wird dieser Darmstein ausgeworfen, so schwimmt er, öfters dürfte er aber noch im Darm des gefangenen Walfisches gefunden werden. Das grösste Stück, das je einem glücklichen Finder in die Hand fiel, soll ein anderer Walfischfänger von New-Bedford, Kapitän J. Earle, im Jahre 1883 erjagt haben. Earle hatte damals die erste neuseeländische Walfisch-Expedition mit dem Schiffe Splendid ausrüsten helfen, für die Neuseeland eine Prämie von 10000 Dollar gewährte, und als er östlich von Neuseeland bei den Chatham-Inseln kreuzte, fing er einen alten Pottwal, aus dem er 90 Fass Thran und ein Ambrastück von 350 kg Gewicht zog, was für die Beteiligten einen Gewinn von 546000 Mk. abwarf. Diese New-Bedforder Kapitäne waren vor einem halben Jahrhundert in allen Meeren häufige Gäste, denn New-Bedford an der Südküste von Massachusetts war der Mittelpunkt der Walfischfängerei. Damals waren ungefähr 750 amerikanische

Walfischfänger auf hoher See, fast alle aus New-Bedford. Vor dem Bürgerkriege waren es noch 625, aber im Jahre 1866 nur noch 263, so sehr hatten die südstaatlichen Schiffe unter ihnen aufgeräumt; dazu kamen grosse Verluste im Polarmeere, wo 1871 33 Schiffe vom Eise erdrückt wurden, 1876 12 weitere. Noch im Jahre 1898 wurde eine Hilfsexpedition nötig, um die Mannschaften von neun teilweise verlorenen Walfischfängern am Point Barrow zu retten. Besonders war natürlich die Entdeckung der pennsylvanischen Petroleumfelder ein harter Schlag für die Industrie der Walfischfänger, aber noch heute steht New-Bedford mit wenn auch nur 39 Barken und Schunern an der Spitze der Walfischfängerei. Erst dieser Tage kehrte die Barke Canton, der älteste, 1835 gebaute Walfischfänger, nach 17 monatiger Fahrt mit einem Ertrage von 2200 Fass Thran nach New-Bedford zurück; dies soll nach dem New-Yorker »Herald« einen Wert von 167000 Mk. haben. Wenn so das Walfischgeschäft immer noch einigen Verdienst abwirft, so hat doch New-Bedford sich längst einer anderen Industrie zugewandt und findet seinen Hauptruhm heute in seinen Baumwollerzeugnissen.



Bücherbesprechungen.

Wie erziehen wir nervöse und erblich belastete Kinder? Diese gerade in unsrer nervösen Zeit und für unser nervöses Geschlecht höchst wichtige, ja brennende Frage beantwortet Reinhold Gerling, der schon durch manche gediegene Schrift sich auf dem Gebiete der Gesundheitspflege des Leibes und der Seele einen Namen gemacht hat, auf eine so gründliche und erschöpfende Weise, dass man das Buch allen Eltern nicht warm genug empfehlen kann. Denn diese sollen und wollen doch ihre Kinder »erziehen«. Das ist's aber gerade, was die wenigsten können, weil sie selbst nicht »zu Erziehern erzogen« worden sind. Mit vollem Recht sagt Gerling: »Mit der Erziehung sollten wir 20 Jahre vor der Geburt des Kindes beginnen, d. h. wir sollten bei uns selber damit anfangen, wenn wir zur Veredlung der kommenden Generationen beitragen wollen. Daher muss allen Vätern und Müttern klar gemacht werden, dass sie gegenüber den als »angeboren« und »ererbt« bezeichneten Schwächen ihrer Kinder sich sagen müssen, dass es ihre Sünden sind, welche die Kinder zu tragen haben. Es sind unsre Fehler, die uns an den Kindern missfallen. In ihnen wird uns Lohn und Strafe für Verletzung der Naturgesetze, unsere Kinder werden uns zum Segen oder zum Fluch, — an unsern Früchten soll man uns erkennen!« — Wie sehr das Wohl und Wehe ihrer Kinder in den Händen der Eltern liegt, darüber belehrt sie dieses Buch auf das gründlichste. Es erschien im Orania-Verlag, Oranienburg. Preis 2 Mk. Dr. med. Berthelen.

Inhalt: Sehnsucht nach Geistesleben, von Dr. Hugo Göring. — Geheime Gesellschaften und Ordens-Verbindungen, von F. W. Krippner. — Eigensinn — eigner Wille (ein Wort zur Erziehungsfrage), von Meta Ebeling. — Aphorismen, von Jos. Günzl. — Mallona, von Leopold Engel. — Grausame Moden, von Magnus Schwantje. — Leben auf der russischen Strafinsel Sachalin. — Sprechsaal. — Der Gesundheitshüter. — Rundschau aus allen Gebieten. — Bücherbesprechungen.

Herausgeber: Leopold Engel. Redakteur: Sigmund Miller, Dresden-Striesen, Augsburgerstrasse 77, II.
Druck von Carl Otto in Meerane i. S.